Heinrich Findelkind.

Heinrich Findelkind.



Heinrich vor dem Herzoge Leopold.

Heinrich Findelkind.

Eine Erzählung

von

Isabella Braun.

Mit einem kolorirten Titelbild.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
(1860)

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Die vorliegende Erzählung ist keine Erdichtung, sondern nach den kurzen Aufzeichnungen von Heinrich Findelkind, wie er sich selbst darin nennt, ausgearbeitet. Es war nur meine Aufgabe, der Entwicklung dieses Charakters zu folgen und mich in dieses reiche, von Dankbarkeit und Menschenliebe erwärmte Gemüth zu versenken. Die Ausschmückung der Erzählung durch mannigfaltige Abenteuer wäre wohl leicht gewesen, aber ich wollte so wenig als möglich Erdichtetes dazufügen, weil mir der wirkliche Heinrich Findelkind so lieb geworden ist und ich gefürchtet hätte, ihn mir zu entfremden. Seine ganz einfache Geschichte sagte mir die tröstliche und ermunternde Wahrheit:

Nicht der einflußreiche Name, nicht die hohe Stellung, nicht die geistige Ausbildung, selbst nicht die angeerbten Glücksgüter erwählen den Einzelnen aus der Menschenmenge, Großes zu leisten: Gott hat Jedem, so arm und niedrig er sei, die Fähigkeit dazu gegeben. Sie liegt in den natürlichen Anlagen des Geistes und Gemüthes und in der redlichen, starken Willenskraft, welcher Gottes Gnade zu Hülfe kömmt. Für jeden Menschen aber gibt es einen Arlberg, wie für Heinrich Findelkind: jedes Plätzchen, auf dem wir stehen, ist gleichsam ein solcher. Die einbrechende Fluth der Trübsal rauscht aller Orten, Kälte und Hitze des Lebens dringen überall erstarrend oder versengend an die Menschen-

brust, die Welt ist rings voller Irrwege, wo unsere Hand leiten und retten kann, und wer sein eigenes Herz zu einem Hospiz der Menschenliebe einweiht, wird der Unglücklichen genug dafür finden.

Dies hat mir bei der Ausarbeitung Heinrich Findelkind gesagt und wenn das Büchlein es auch meinen Lesern verkündet, ist sein Zweck erreicht, so mangelhaft dasselbe auch sein mag.

München, am Tage St. Christophs 1860.

Die Verfasserin.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Was bringt der Vater mit?

Es war ein kalter Oktobertag des Jahres 1361. Der Horizont schaute düster auf die Erde herab; ein scharfer Nordwind sauste einher und nahm die letzten, buntgefärbten Herbstblätter von den Bäumen; das nahe Gebirge trug schon seit einigen Wochen frühe Schneespuren; auch in der Ebene hatte es geschneit, aber die Sonne war mit holdseligem Lächeln darüber hingefahren, als wollte sie tröstend sagen: „'s ist noch nicht an dem! es war nur des Winters Quatiermacher mit seinem grimmen Gesichte." Nun aber schien es doch kalter Ernst zu werden.

Dies mochte ein Mann denken, der an jenem Tage über die bergigen Wege in der Richtung gegen Kempten zuschritt; denn er hatte eine warme Decke um sich geworfen, obgleich er völlig abgehärtet gegen den Einfluß jeglicher Witterung aussah. Sein Körperbau war fest und gedrungen, sein Gesicht vom Wetter gebräunt; es lag in dessen Ausdrucke eine ehrliche Offenheit, ein starker Wille, wohl auch etwas Hartes und Strenges; dazwischen aber schaute die Gutmüthigkeit überall hervor. — Heute zog ein sorgenvoller Schatten darüber; der Himmel und seine Stimmung paßten zusammen und der Mann blickte öfters empor, als ob seine Gedanken damit im Einklange wären.

Es war der Meier von Kempten, der also einherschritt; denn so nannten und kannten ihn die Leute in der ganzen Umgegend. Seine Meierei lag etwa eine halbe Stunde

entfernt von der Stadt und wäre gerade nicht armselig gewesen; aber seine neun Kinder machten sie doch zu eng und zu klein und dem Manne oft schwere Sorgen. Heute kam er von einem Gange, welcher ihm recht sauer geworden war. Er hatte seine beste Milchkuh verkauft, weil die mißrathene Ernte nicht für den Winterbedarf ausreichte, und dieser Entschluß war nicht ohne innerlichen Kampf abgegangen. Ein selbst aufgezogenes und so schönes Stück Vieh, die Freude der Kinder, welche sie fast wie ein Familienstück betrachteten und die Zierde des Stalles! — Es war ein harter Abschied gewesen. Jörg, der älteste Knabe, der dem Vater bereits wie ein Knecht zur Seite stand, hatte sie Tags zuvor mit besonderer Sorgfalt geputzt; dem Bärbele wurde es ganz weh um's Herz beim letzten Melken, Hannes ließ es sich nicht nehmen, sie sanft an den Hörnern herauszuführen und ihr noch etwas Gutes in's Maul zu schieben; die Kleineren mußten sie noch streicheln und liefen schreiend nach, bis der Vater sie mit dem Versprechen beschwichtigte, ihnen dafür etwas mitzubringen. Aber der Abschied war ihm selber am allerschwersten geworden und wer wird es dem Maier verdenken, daß er auch jetzt, trotz des guten Erlöses von harten Thalern, keine Freude empfand, sondern ein finsteres Gesicht machte und den grauen Himmel sorglich anblickte.

Der Winter ist just nicht des Landmanns guter Kamerad, die Stube nicht sein Lieblingsort. Wie sein Beruf ihn stündlich hinausführt in die freie Natur, so ist er auch dort zu Hause. Darum sind die Häuser der meisten Bauern klein und fast armselig; in jener Zeit aber, von welcher ich erzähle, mag's noch schlechter gewesen sein. In der Meierei des Jörgen sah es im Winter am allerkleinsten aus, weil die jüngsten Kinder in der Stube bleiben mußten. Da gab es ein Durcheinander von Lachen, Weinen, Necken, Plaudern, von Herum- und Herabpurzeln, von Geklapper und Gehämmer und der anstoßende Stall mischte seine Naturlaute von Mäh und Muh, von Gebrüll und Gewieher darein; die Mutter verhielt sich bisweilen abwehrend die Ohren, oder pitschte und patschte die kleinen

Schelme, bis es Ruhe gab; der Vater aber pfiff drohend und wo das nicht ausreichte, kam wohl auch ein kleines Hagelwetter über die ungeberdige Schaar.

All dieses mochte der Meier von Kempten auf seinem Gange überlegen und so kam es, daß er die winterlichen Vorboten am Himmel etwas mürrisch betrachtete. Es ging schon stark gegen den Abend; er hatte Eile, vor sinkender Nacht heimzukommen, denn zu jener Zeit des Faustrechts war's nicht geheuer auf der offenen Straße, wenn man einen wohlgespickten Geldsack mit sich trug. Er beschleunigte seine Schritte den Berg hinab, von wo er im Halbdunkel die große Eiche gewahrte, welche sein Gut begrenzte und sein Stolz war. Unter ihrem Schatten hatte auch sein Vater als Knabe gespielt, dann war der Rasen daneben sein eigner Tummelplatz geworden und nun trieben es die Kinder auf gleiche Weise. Er hatte unter dem Baum eine Bank gezimmert; an Sonn- und Festtagen kamen nicht selten die Nachbarn zu Gespräch und Berathung hieher; wandernde Gesellen und arme Mütterlein mit ihrem Reisigbündel ließen sich dort rastend nieder und der Platz wurde selten frei von Morgens bis Abends.

Als der Meier sich seiner Heimath näherte, herrschte bereits tiefe Sabbathruhe in der Gegend. Mensch und Vieh war entweder im Haus oder Stall und von seinem eignen Herdfeuer leuchtete ihm die Flamme entgegen. Er griff nach seinen mitgebrachten Spitzwecklein im Zwerchsacke, dachte an die harrenden Kinder und es wurde ihm weicher um's Herz, als er den Baum erreichte. Er blieb stehen und sah in die immer noch blätterreichen Aeste. Da vernahm er ein leises Wimmern mitten durch die Nacht. Sogleich dachte er an sein kleinstes Büblein; sollten die Geschwister es im leichtsinnigen Spiele vergessen haben und die vielbeschäftigte Mutter meinen, es liege in seiner Wiege? Er hielt ängstlich den Athem an und horchte. Das Wimmern kam wirklich vom Baume, aber so leis, als ob es am Ersterben sei. Jörg eilte zur Bank und beugte sich forschend nieder. Ja dort lag ein Wickelkissen; es mußte sein eignes Kind sein, vielleicht sterbend von der kalten Nachtluft. Hastig nahm er es in seine

Arme. Nein es war nicht sein kleiner dicker Bub von einigen Wochen, sondern ein kaum gebornes Kindlein. Unschlüssig, was er thun sollte, blieb er stehen. „Wem gehört das Kind? — seine Mutter muß ganz in der Nähe sein; natürlich! — so spät des Abends!“ — Er stieß einen Ruf aus, er horchte. — Keine Antwort, er hörte nur den Wind sausen. Nun legte er das Kind wieder auf die Bank, um sein Weib zu holen, die besser Rath in der mißlichen Sache wissen mußte. Jetzt aber wimmerte das Kind von Neuem, und es war zuvor in seinem Arme so still gewesen. Der Nordwind sauste so bitterkalt daher, daß es den abgehärteten Mann fror und schüttelte. Da nahm er rasch das Kind wieder auf den Arm, schlug die warme Decke darum und eilte seinem Hause zu. Der kleine und große Hund bellten willkommend, die Kinder rissen die Thüre auf, sprangen ihm jubelnd entgegen, zogen ihn zur Stube und schrieen: „Vater, was bringst uns mit?“

Die Mutter saß an der Wiege beim warmen Ofen, nickte ihm lächelnd zu, Jörg frug sogleich: „Ist die Kuh verkauft?“ und Bärbele fügte bei: „Hat sie einen guten Stall und gute Leute?“

„Und gutes Futter?“ fügte Hannes bei.

„Und hat sie recht gebrüllt, wie Du fort bist?“ forschte Annaliese.

Der Meier von Kempten konnte sich bei all den Fragen der andringenden Kinder kaum sammeln. Er stand immer noch stumm und unbeweglich mitten in der Stube und seinem Weibe kam es nun vor, als fehle ihm etwas. Sie hielt im Schaukeln der Wiege inne, stand auf und näherte sich ihrem Manne. Nun frugen die Kleinen wieder ungeduldig: „Vater, was bringst uns mit?“ und in diesem Augenblicke schrie auch Jackele in der Wiege. Das weckte den Meier aus seiner Versunkenheit, er schlug die Decke auseinander, Mutter und Kinder stießen gleichzeitig einen Schrei der Verwunderung aus, aber wie ganz verschieden klang er! Die Kinder jubelten; sie hatten die Kuh gänzlich vergessen und Alles dazu, was der Vater sonst hätte

mitbringen können und worüber sie den ganzen Tag sich berathen und die kleinen Köpfe zerbrochen hatten. Die Mutter frug hastig, woher das Kind sei? und während sie es in die eignen Arme nahm, es wiegte und das kalte, starre Gesichtlein an ihrer Wange fühlte, vergaß sie im Erbarmen, auf die Antwort zu hören.

„Ein neues Brüderlein!“ jubelte der kleine Christian.

„Nein, nein, ein Schwesterlein!“ schrie Viktörle und streckte sich nach dem Ankömmlinge.

Das Kind begann auf's Neue zu wimmern und die Meierin machte nun in der Wiege neben Jakob ein Ecklein, nahm es aus dem Wickelkissen, hüllte es in eine wollene Decke und legte es hinein. Alle Kinder umdrängten die Wiege und suchten die beiden Schreihälse zu beruhigen. Das kluge Bärbele hatte bereits in dem Ofen die Milch gewärmt und reichte sie der Mutter. Das Kind sog kräftig und war sogleich beruhigt, während Jakob immer unbändiger schrie. Da ging dem Meier, der ohnedem ein durch den Vorfall erregtes Gemüth hatte, die Geduld aus, er kramte in seinem Sacke, legte die Spitzwecklein auf den Tisch und rief den Kindern, die nun darüber herstürzten. Nur Bärbele stand noch neben der Mutter und als der Vater wieder zu ihnen trat, auch Jakob zur Ruhe gekommen war, frug die Meierin auf's Neue: „Ja um Gotteswillen, sag' nur, woher bringst den armen Wurm?“ —

Fast in lautlosem Tone sagte der Mann: „Draußen unterm Baum ist's gelegen und hat gewimmert, als ob's am Verscheiden sei. Kann's doch nicht erfrieren lassen! So hab' ich's halt mitg'nommen, bis seine Mutter es abholt.“

Wieder kam die ganze Schaar zur Wiege; Viktörle wollte den Kindern von ihrem angebrochenen Spitzwecken geben und stach sie damit in die Mäulchen, daß sie auf's Neue weinten; die Andern setzten sogleich die Wiege so stark in Bewegung, bis sie umzufallen drohte und der Vater rief nun in drohendem Ernste: „Weg mit Euch Allen! Bärbele, trag die Supp' auf, mich hungert und jetzt kein Wort mehr!“ —

Sogleich stand die ganze Schaar um den Tisch; Jedes

faltete die Hände, Bärbele brachte die Suppe; das Gebet erklang einstimmig von jedem Munde und man hörte nichts mehr, als das Geklapper der hölzernen Löffel. — Nach dem Essen wollten die Fragen und der Lärm von Neuem beginnen, aber der Meier schickte sie zu Bett. Da galt keine Widerrede. Man hörte nur mehr: „Ruhsame Nacht! Gelobt sei Jesus Christus! in Ewigkeit, Amen!“ — und die Stube war leer bis auf Bärbele und Jörg. Letzterer ging noch in den Stall, der Vater folgte ihm, Bärbele trug die Schüssel und Löffel ab, spühlte und wusch Alles rein und das dauerte eine gute Weile. Dann begaben sich auch diese beiden Aeltesten zur Ruhe.

Der Meier und sein Weib saßen nun allein beisammen auf der Ofenbank vor der Wiege. Sie schwiegen eine Weile; dann rieb sich der Mann, wie er in Verlegenheit stets zu thun pflegte, jene Stelle hinter den Ohren, wo der Zweifel seinen Sitz zu haben scheint und sagte: „Was aber nun anfangen mit dem armen Wurm da?“

Das Weib entgegnete zögernd: „Nun ich denk halt, seine Mutter wird es schon abholen. Gewiß hat sie im nahen Wald Reisig gesucht und sich dabei verspätet. Geh doch ’naus und schrei einmal recht laut, daß sie ein Zeichen hat.“

Der Meier ging hinaus und weiter weg, er schrie freilich aus Leibeskräften, aber keine Seele antwortete ihm. Ganz entmuthigt kehrte er zurück und setzte sich wieder nieder. Alles Kratzen hinter den Ohren half ihm nichts und er sagte: „Wenn seine Mutter es aber nicht abholt, was nachher.“

„O, Mann, was denkst auch!“ rief das Weib fast zusammenschauernd. „Wer wird sein kleines Kind nicht suchen! so einen armen, lieben, verlassenen Wurm!“

„Wenn aber nicht, sag ich!“ erwiederte der Mann halb zornig und halb brummend. —

„Ja, dann! — aber Jörg, was anders, als es behalten?“

Das wollte dem Meier nicht in den Sinn; er schüttelte in Einem fort den Kopf und erwiederte dann: „Behalten, behalten! so, so, behalten! leicht gesagt! aber unsre Neun?“ —

„Haben dann noch ein Zehntes, Jörg!“ Jetzt fuhr der Meier auf: „So, ein Zehntes? Aber mit was das Zehnte ernähren? Muß ich's erst sagen, daß es mit den Neunen kaum geht? Nirgends will's ausreichen! Für was hätt ich denn meine Kuh verkauft?“ —

„Gott wird schon nachhelfen, Jörg!“ sprach sein Weib, die Hände fromm zusammenfaltend, einen recht mütterlichen Blick auf die beiden Kinder werfend. Dann fuhr sie fort: „Weißt noch, Jörg, wie wir Beide geweint und gejammert haben, als unser lieber Herrgott den Joseph und die Lisbeth geholt hat? Sie wären auch nicht verhungert; 's hätt halt reichen müssen für alle Elf miteinander, wenn sie am Leben geblieben wären. Nun schickt uns Gott dafür ein anderes und es sind erst Zehn!“

Diese einfachen, frommen Worte und die Erinnerung an seine verstorbenen Kinder hatten das ohnehin gute Herz des Meiers weich gestimmt und er sagte: „Nun, so sei's in Gottesnamen! ich will sein Vater sein, wenn kein Andrer sich einstellt.“

„Und ich seine Mutter,“ — sprach leise das Weib und wischte sich die Augen. „Aber Jörg, spritz es mit dem Weihbrunnen an, es könnt nicht getauft sein; 's ist mir um's Jakoble, wenn's so neben ihm liegt.“ —

Der Meier that, wie ihm geheißen und sah dabei fast so andächtig wie der Pfarrer aus. Dann ging er schweigend aus der Stube in seine Schlafkammer. Das Weib saß noch eine lange Weile auf und betete fast ein halbes Dutzend Rosenkränze: einen für den kleinen Heiden, einen für's Jakoble, einen für die andern Kinder, einen für die Verstorbenen und einen für's ganze Haus. — Dann legte sie sich in's Bett in der Stube und rückte die Wiege ganz nah daran.

Der andere Tag war ein Sonntag. Bärbele bekam den Auftrag, das Haus und die Kinder zu hüten. Es schneite recht naß und außer dem fünfzehnjährigen Jörg durfte keines der Schaar die Eltern begleiten. Diese gingen selbander in die Stadt zur Kirche und hernach zum Pfarrer, dem sie den Vorfall mittheilten.

Inzwischen war es für Bärbele kein leichtes Ding, Ordnung zu halten. Die Spitzwecken waren verzehrt bis auf den allerletzten, und die Kuh über dem neuen Brüderlein ganz vergessen; nur Hannes ärgerte sich schier darüber und mochte gar nicht aus dem Stall kommen. Er sagte: „Es ist recht wüst von Euch, daß Keines an die Blaß denkt, und Du Bärbel auch nicht; hast sie doch alle Tage gemolken und wer weiß, wie ihr's jetzt geht!" — Hans schmollte über das kleine Kind aus purer Eifersucht für seine Blaß.

„Aber Hannes; 's ist doch nur ein unvernünftiges Thier!"

„So, ein unvernünftiges Thier?" fuhr er auf. „Hat sie uns nicht Alle gekannt und den Hals weit gestreckt, wenn wir nur in den Stall geguckt haben? und das kleine Ding da macht die Augen gar nicht auf." —

Jetzt fiel Annaliese zornig über ihn her und Bärbele mußte abwehren; Hanne aber wollte haben, es soll gleich die Augen aufmachen, um dem Hannes zu zeigen, wie nett sie seien. Sie gabelte mit ihren Fingern daran herum und stach sie ihm beinah aus. Aber es verzog das Mäulchen jämmerlich zum Weinen und streckte seine Händchen hervor. Da ging die Freude von Neuem an. Es waren so winzig kleine Fingerlein mit so winzig kleinen Nägeln und mit so vielen Falten um die Knöchel. Jakoble, dünkte es sie, habe nie so magere Händchen gehabt und zur Liebe kam noch das Erbarmen. Annaliese wollte es gleich fett machen und gar nicht aufhören, ihm Milch einzugießen, obgleich es sein Mäulchen wehrend hin und her bewegte und zu weinen begann. Jetzt wachte auch Jakoble auf, schrie aus Leibeskräften, schlug um sich und stieß das arme Würmlein. Alle drängten sich nun herzu und wiegten in Einem fort. Bärbele nahm den größern und Annaliese den kleinern Schreihals beschwichtigend in den Arm und Hanne heizte im Ofen nach, daß sie sich nicht erkälten möchten, bis es in der Stube „wabelte" vor Hitze. Als die Kinder immer noch schrieen, wollte Christian, man solle sie zur Unterhaltung in den Stall tragen zu den Schäflein, die auch kleine Lämmer hatten. „Nein,

man solle sie ein wenig peitschen," sagte der immer noch übelgelaunte Hannes. Bärbele hatte wieder Mühe, Ordnung und Ruhe herzustellen, und hieß die Kinder spielen. Christian setzte sich zuerst in die Ecke zum Ofen und beugte die kleinen Scheiter aufeinander; Grete nahm allerlei Tücher und machte ein Kind daraus mit einem sehr großen Kopfe, das sie nun auch herum trug und beständig hinter Bärbele und Annaliese drein ging. Endlich gaben die beiden Wickelkinder Ruhe, wurden wieder in die Wiege gelegt, den Anderen Schweigen geboten und so entstand leidliche Ordnung. Annaliese bewachte die Wiege und Bärbele schnitt Brod zur Suppe ein, wobei die Einen ihr zusahen, um ein Schnittchen zu erhaschen und ihr dann in die Küche folgten, wo auf dem Herde Feuer angezündet wurde.

„Hans! Hans! hast wieder vergessen, Späne zu schneiden!" rief Bärbele; aber Hans hatte sich nun auch an die Wiege geschlichen, um zu sehen, ob das Kind einmal die Augen aufmachen würde. Seine, hinter dem Trotz gelagerte Liebe zu dem neuen Ankömmlinge, brach nun hervor und er ging nur ungern an sein Geschäft.

So verstrich die Zeit und die Eltern kehrten mit Jörg aus der Stadt zurück.

„Ist Niemand da gewesen und hat nach dem Kind gefragt?" war des Meiers erstes Wort und er seufzte tief auf bei der Verneinung. —

Die Mutter war lauter Liebe für das Kindlein. Des Pfarrers Trost und Verheißung auf Gotteslohn hatte ihr banges Herz aufgerichtet und gestärkt und ihr war's nicht anders, als sei ihr verstorbener Knabe wieder vom Himmel herab auf die Welt gekommen. Sie fürchtete beinahe, daß man das Kind wieder holen würde, und am Nachmittag richtete sie Jakobles Taufzeug zurecht mit so innigen Gefühlen, wie sie es für die eignen Kinder gethan hatte.

Am Montag ließ das böse Wetter nach, sie bettete das Kindlein gut ein, schlug eine schützende Decke darum und trug es in ihres Mannes Begleitung zur Taufe in die Kirche. Der

Pfarrer übernahm die Pathenstelle und gab ihm seinen eignen Namen Heinrich. Als man das Kind wieder zurückbrachte, tischte die Mutter sogar einen Taufschmaus, bestehend aus Käs, Butter und gedörrten Schnitzen auf, worüber ein großer Jubel entstand und wodurch Hannes vollkommen besänftigt wurde. Der Name Heinrich gefiel den Kindern so überaus gut, daß sie ihn stets von Neuem riefen und in die Wiege hineinschrieen. Der ganze Montag wurde ihnen zum Feste und Heinrich war nebst Butter, Käse und gedörrten Schnitzen der Mittelpunkt ihrer Freude.

In der ganzen Nachbarschaft machte der Vorfall großes Aufsehen und man sprach einige Tage lang nichts anders, als von dem Findlinge. Die Einen lobten des Meiers Barmherzigkeit über die Maßen, gaben ihm aber nichts, um das zehnte Kind zu ernähren; die Andern meinten, er hätte wohl genug an den eignen Kindern haben können; es sei ein Unrecht gegen diese und gegen die ganze Nachbarschaft, fremde Kinder von hergelaufenen Leuten aufzunehmen; wieder Andere riethen auf reiche Vergeltung, welche der Meier erwarte, sie waren unerschöpflich in Vermuthungen, und der Spott blieb auch nicht weg. Aber in der Meierei kümmerte man sich um all diese Gerede nichts und der kleine Heinrich erwarmte in der Wiege, in welche die Barmherzigkeit ihn sanft gebettet hatte.

Zweites Kapitel.

Wie es in der Meierei zugeht und die beiden Schlaf- und Spielkameraden aufwachsen.

Heinrich war im ganzen Sinne des Wortes Jakobs Schlafkamerad: nicht nur, daß er an seiner Seite in der Wiege lag, sondern er schlief auch in Einem fort; er that niemals die Aeuglein recht auf, zwinkerte nur damit ein wenig, trank seine Milch mit geschlossenen Augenliedern, schlief gleich wieder in den Tag und die Nacht hinein und zeigte für seine Umgebung so wenig

Interesse, daß es sie nachgerade zu verdrießen begann. Hannes war dabei der Eifrigste und zog wieder über das Kind los, eilte aber doch in jedem müssigen Augenblicke an die Wiege, um aufzupassen, wenn Heinrich denn einmal erwachen würde und ausgeschlafen hätte. Bärbele und Annaliese hatten sich in die beiden Kinder getheilt; es gab sich ganz von selbst, seit jenem ersten Sonntage, wo Bärbele ihren Jakob und Annaliese den Heinrich herumgetragen hatte. So ging es hinfürder auch und Jedes hielt nun zu seinem Kindlein wie eine eifersüchtige Wärterin. Hannes hatte sich Annaliese anvertraut und diese gelobte ihm hoch und heilig, ihn sogleich herbeizurufen, wenn Heinrich einmal „rechtschaffen“ aufwache aus seiner ewigen „Duselei,“ und so ging er in vollem Vertrauen frischweg an seine Arbeit.

Es war bereits seit jenem Samstag eine Woche vorüber und neuerdings Samstag geworden, wo es noch viel zu thun gab für den Sonntag und Wochenabschluß. Jörg langte eben in Begleitung des Vaters mit einer großen Holzfuhre vom Walde an, schirrte die Pferde aus und schickte sich an, abzuladen, während in einiger Entfernung sich Hannes sehen und vernehmen ließ, denn er pfiff sein Lieblingsstück. Er war als ein schwarzhaariges, braunäugiges Rößlein an seinen eignen Wagen gespannt, denn er schob einen mit Reisig hochbeladenen Schubkarren vom Walde her. Hanne stand seiner wartend unter der Hausthüre, denn nun begann ihr gemeinschaftliches Geschäft und die Mutter hatte bereits geschmält, daß der Herdwinkel ohne Vorrath sei. Er stellte mit einem tüchtigen Stoße den Karren nieder und schlug die Arme übereinander in rascher Bewegung, um sich warm zu machen. Seine Hände waren roth und ein wenig blutig geritzt, aber er achtete es nicht und begann abzuladen, während Hanne kleine Pauschen machte, sie an dem gebogenen Knie brach, um sie dann mit einem Strohband zu umwinden, wobei ihr Hannes noch helfen sollte. Es hatten sich also zwei Gruppen gebildet, dort der Vater und Jörg, hier die beiden kleinern Geschwister.

Auf einmal erschien Annaliese unter der Hausthüre; sie

winkte eifrig und bedeutungsvoll dem Bruder und als er's nicht merkte, schrie sie: „Hannes, Hannes, lauf, lauf! aber komm gleich!"

Das Verständniß, was der eilige Ruf bedeute, kam ihm sogleich; er raunte beinahe den Schubkarren sammt der Hanne um und eilte in die Stube. Aber seine Schwester war nicht faul und sprang ihm nach. Sogleich standen sie an der Wiege und da lag Heinrich mit ausgeschlafnen, offnen Aeuglein, groß und blau.

„G'rad wie der Himmel!" rief der Hannes vor Entzücken und Freude. Annaliese fiel ihm in's Wort: „Ja, wie der Himmel, wenn er blau ist, aber der ist oft nicht so schön und ganz grau. G'rad wie ein Vergißmeinnicht, ein recht großes am Bach."

„Oder wie eine Grethel in der Heck" — sagte langsam die dicke Grethe, welche ihre Namensblume zur Ehre bringen wollte.

„Oder wie ein Rittersporn" — ergänzte Christian, der auch etwas von den blauen Blumen wußte.

Die Kinder konnten sich gar nicht satt sehen. Sie waren voll Verwunderung, weil sie alle mitsammen braune Augen hatten und nun meinten sie, blaue Augen seien viel fürnehmer, und gewiß hätten die Ritterskinder oder gar die Engelein blaue Augen, ja, das Jesuskindlein in der Kirche hatte blaue Augen und flächserne Haare. Sie schoben das Häublein auf die Seite und — „Herrjeh!" die flächsernen Haare kamen dicht hervor. — Auf einmal stand der große Jörg auch noch hinter ihnen und schaute über ihre Schultern und Köpfe neugierig in die Wiege und dabei verzog sich sein Mund beinahe bis an die Ohren.

Jetzt vernahmen sie von draußen des Vaters gellenden Pfiff; auch die Mutter schrie: „Hanne, Grethel, Hannes! wo steckt Ihr denn allsammt. Macht voran, sonst werdet Ihr in alle Ewigkeit nicht fertig!"

Wieder tönte der Pfiff des Vaters und dann erschien er unter der Thüre und rief: „Tausend schwere Noth! was gibt's denn da? Wann kommst endlich, Jörg? Muß ich allein abladen?"

„Es hat die Augen aufgemacht, Vater!“

„Und sie sind ganz himmelblau, Vater!“

„Wie Vergißmeinnicht!“

„Wie die Grethel in der Heck!“

„Wie der Rittersporn, Vater!“

So riefen ihm die Kinder im Chore entgegen, während er näher trat. Er mußte lachen, sah das Kind an und sagte: „Nun, was gibt's denn da zu wundern? Mein fast, Ihr könntet das an einander schon oft gesehen haben.“

„Aber Vater, sie sind nicht wie die unsrigen; schau nur's Jakoble an.“

„Meinetwegen braun, oder grau, wenn er nur sieht! Hab schon gemeint, er hätt sich gar die Augen ausgeschlafen. Nun aber rasch vorwärts, oder ich hol die Peitsch und treib Euch auseinand.“

„Vater, schau nur noch ein „gottzigsmal“ her, ich glaub, es lacht.“ —

In diesem Augenblicke verzog das Kind allerdings den Mund, aber zum Weinen, denn Jedes hatte mit seinen Fingern so lang an ihm herumgetippt, daß es ihm zuviel wurde. Der Vater rief nun wieder: „Soll ich mit der Peitsche kommen?“ und näherte sich der Thüre. Nun stob der ganze Schwarm auseinander, Jedes eilte zu seiner Arbeit, Annaliese war wieder allein an der Wiege und bald kam auch die Mutter zu ihr. Beide freuten sich mitsammen, daß Heinrich so frisch und blauäugig in's Leben hineingeguckt hatte.

Draußen aber ging's bei der Arbeit sehr gesprächig zu; Grethe hatte sich zu den beiden Geschwistern gesellt und sie sprachen immer von dem Kinde und vergaßen schier den lieben, kleinen Jakob. Sie machten allerlei Pläne für die Zukunft: wie sie die kleinen Buben auf dem Schubkarren schieben und ihnen sogar einen Wagen und allerlei machen wollten.

Mit dem erwachten Kindlein aber ging es nun von Woche zu Woche besser. Die zuerst so magern Bäcklein schwollen an; die ziegelfarbige Röthe floß in eine wahre Rosenblüthe über, die

Runzeln glätteten sich, die faltigen Händlein bekamen ordentlich Fleisch und statt ungewiß umherzukrabeln, schloßen sie fest den hingehaltenen Finger ein, und die beiden Büblein lachten bald um die Wette. Gegen das Ende des Winters saßen sie einander gegenüber in der Wiege, ganz aufrecht, spielten mit ihren eignen Füßen, oder streckten sie in die Höhe, als ob sie damit zum Munde wollten, und die blauen und schwarzen Aeuglein starrten sich an, bis die Finger gegen einander ausgriffen und sich in's Gesicht fuhren. —

Es entstand zwischen Bärbele und Annaliese ein Wettstreit, welches Kindlein dicker und schöner sei, und die Mutter mußte abwehren, sonst wären sie überfüttert und gemästet worden, ganz wie die Schweinlein im Stalle. Alle im Hause, Vater und Mutter, Jörg nicht ausgenommen, hatten ihre helllichte Freude an den zwei Bürschlein und freuten sich mit jedem Tage mehr. Freilich meinten Christian und Viktörle, gar Niemand spiele mehr mit ihnen; aber sie beruhigten sich und spielten dafür mit Jakoble und Heinrich.

Zu Weihnachten baute Hannes eine Krippe auf und steckte Lichtlein auf; aber die kleinen Kinder in der Wiege schauten kaum hin, sondern griffen nur mit beiden Händen nach den rothbackigen Aepfeln und ließen sie auf dem Boden herumkugeln. Gegen das Frühjahr rutschten sie ihnen sogar nach und als der Boden draußen am Eichbaume weich und mit Gras bedeckt wurde; als hunderte von weißen Maßliebchen mit dem goldnen Augensterne heraufblühten, daß ein weißes Tuch über den Rasen gedeckt schien; als der Himmel doch noch tiefblauer sich färbte, als Heinrichs Augen: — da saßen die Kinder neben einander draußen in der linden Luft, purzelten um- und übereinander, Christel und Viktörle thaten es ihnen vor, pflückten die Blumen, damit die kleinen Finger dieselben zerzupften, aber sie fragten die Blumen nicht, gleich den Erwachsenen, ob sie sich liebten? das fühlten sie Alle von selbst in ihren Herzen.

Dann kam der Sommer. Jetzt begann der Sprachunterricht, nachdem das brudelnde Prr — vorangegangen war. Nun

kamen die süßen Kinderlaute von „Mem“ und „Aett“ und von allen Wortverkürzungen und Verdrehungen, die reicher sind, als die Sprachen der Gelehrten.

Dann kam der Herbst mit seinen süßen Baumfrüchten, in welchen sie mit den festen Kiefern und jungen, einzelnen Zähnlein wühlten, wo sie nicht mehr auf dem Boden rutschten, sondern sich aufrichteten an jeder Bank, niederfielen und ohne Weinen aufstanden, wo sie herumliefen an Bärbeles und Annalieses „Fürtuch“ — und endlich selbstständig überall waren, wo man sie nicht brauchen konnte, und im Stalle, den Schafen und Gänsen und allem zahmen Gethier Besuch abstatteten.

Dann kam ein zweites Frühjahr, noch viel lustiger, als das erste, wo Hannes sie hinausschob auf seinem Karren in den nahen Wald voll der grünen, singenden Herrlichkeit; ein zweiter Sommer mit süßen Beeren, die sie einander und sich selbst in’s Mäulchen schoben; dann kam mit einem Male auch manches Pitsch und Patsch, wenn sie nicht gut thun wollten. Sie lernten des Vaters Pfiff verstehen, den sie anfangs nur für lustig gehalten hatten und sie lachten nicht mehr bei seinem Stirnrunzeln, sondern liefen gehorsam, wie die Andern auf dieses gebietende Zeichen.

Und so kam und ging eine Jahreszeit um die andere. Zuerst ritten sie hopp, hopp, auf Jörgs Knie, und dann saßen sie gar festgehalten auf den langsamen Ackergäulen, zuletzt allein sich anklammernd, mit den Händen und immer fester mit dem Zügel. Immer mehr kam mit der Zeit; sie nahm und brachte dagegen Anderes, nicht nur den zwei Kleinen, sondern auch den Größern. Hannes wurde durch Christel am Schubkarren abgelöst und gesellte sich zu Jörg und dem Vater; Annaliese und Hanne thaten Bärbeles Geschäfte, während diese eine kräftige Dirn wurde im Felde draußen, und Eines rückte dem Andern nach.

Jakob war ein schwarzhaariger, dickbackiger, brauner Bub geworden und Heinrichs Flachshärlein hatten sich in einen krausen, blondhaarigen Wald verwandelt. Seine Augen glänzten immer blauer und seine Wangen waren wie ein Gemisch von Milch und

Blut. Die beiden Knaben kletterten wie Eichkätzlein auf jeden Baum und nahmen das Obst ab; sie zogen gemeinsam auf die Gänsehuth und thaten genau, was die Andern in ihrem Alter gethan hatten.

Von Heinrichs rechter Mutter fand sich keine Spur; er war das Kind des Meiers von Kempten, wie die Andern. Die kleinen Geschwister hatten den Vorfall, welcher ihn hergebracht, gänzlich vergessen, die größeren wurden nie daran gemahnt und selbst die Eltern schienen es in ihrer gleichmäßig vertheilten Liebe vergessen zu haben. Die Meierei stand ziemlich abgesondert, der Verkehr mit Nachbarn war für die Kinder gering und so hatte Heinrich, als er sein sechstes Lebensjahr erreichte, keine Ahnung, daß er ein armes Findelkind war, welches die Barmherzigkeit zu Jakob in die Wiege gebettet hatte.

Drittes Kapitel.

Heinrich erfährt etwas für ihn Neues unter dem alten Eichbaume.

Es war ein Sonntag, ein stiller, friedlicher Sonntag auf dem Lande, so recht grundverschieden von den andern Wochentagen, wo Menschen und Thiere arbeiten, wo der Boden bearbeitet wird, wo der Sonnenschein, die Luft, oder der Regen zu arbeiten scheinen und die abgeschabten Kleider der Leute von Arbeit Zeugniß geben. Heute aber war Alles frei davon, war Alles gewaschen und geputzt, die Kinder, die Erwachsenen, die Kühe im Stalle und selbst die ganze Natur schien im Sonnenschein gewaschen und gefirnißt zu sein. Der Himmel leuchtete blau und die Wiesen waren stellenweise noch ganz jugendlich grün. Dennoch war es Herbst, wie damals, als das fremde Kind unter der Eiche lag, ja, es jährte sich gerade zum sechsten Male. Aber wie anders war's heute!

Damals sauste der Wind und die graue Decke des Horizonts drohte mit dem nahen Winter, als sollte der Herbst nicht

freundlich weilen dürfen; heute war helllichter Sonnenschein, als ob der Sommer sich nicht trennen könne von der Erde. Damals lag ein heimathloses, halbsterbendes Kind unter dem Baume, und jetzt spielte dasselbe Kind als frischer, muntrer Knabe in einem Kreise von eben so frischen, muntern Kindern, die ihn Bruder nannten und die Meierei, der Baum, das Feld, der Wald, Alles, Alles rings umher war so gut seine Heimath, wie die Heimath der Anderen.

Ja, dort drüben, nicht sehr weit von der Eiche, wo der Meier von Kempten einen Baumgarten angelegt hatte, spielten die Kinder, die Kleinen und die Großen, gelehnt an die kleinen und großen Stämme und die aufgewachsenen Bäume, welche bereits Frucht getragen hatten. Sie jagten sich abwechselnd umher, um den Platz zu tauschen und es gab Neckereien in Menge, die alle belustigten.

Heinrich war der Flinkste darunter. Wenn Viktörle ihn schon zu erhaschen meinte und die Hand nach ihm ausstreckte, entwischte er ihr doch, war außer ihrem Bereich und saß droben in den Zweigen, wie ein Spottvogel pfeifend, oder lachte von Oben herab. Schmollte sie, dann lachten Alle; eine neue Neckerei umdrängte sie, daß sie am Ende am lautesten lachte auf Kosten eines Andern, denn der Scherz ging im Kreise herum und weilte nie lange bei dem Einen. Es ging an ein Springen und Fangen, als ob es die allergrößte Lust der Welt wäre, außer Athem zu kommen und müde zu werden. Es entstand mancher derbe Wettkampf und die Püffe, welche es dabei absetzte, waren eben so gut wie Liebkosungen und wurden eben so heiter aufgenommen. In jenen Umarmungen, welche dahin zielten, den Andern zu Boden zu werfen, in jenem zu unterst und zu oberst liegen auf dem Rasen und in jenem immer noch fest umschlungenen Herumkugeln war nur Kinderlust. Sogar die Mädchen nahmen das Gleiche nicht übel, sie zeigten sich nicht „wehleidig,“ sondern ihre Wangen färbten sich dabei immer rosiger und die braunen Augen lachten mit dem Mund und den Backengrübchen um die Wette.

So ging es bereits den ganzen Nachmittag, als der Abend heranrückte und die Meierin auch heraus kam, sich unter den Eichbaum setzte und dem Spiele zusah. Die seltne Ruhe that ihr wohl, der frohe Anblick noch wohler und Alles um sie her stimmte sie ganz weichmüthig. Da schaute zwischen den schwarzen und braunen Köpfen ihrer Kinder der blonde, krause Lockenkopf herüber, sie vernahm sein silberhelles Lachen, und das ihres Jakobs tönte darein, und die Andern bildeten den Chor, daß es ihr wie ein Glockengeläute vorkam. Sie mußte unwillkürlich an jenen schaurigen Abend vor sechs Jahren denken und wie es weder sie noch den Vater auch nur eine Stunde lang gereut hatte, was die menschliche Barmherzigkeit sie thun ließ, und wie Gottes Segen darauf lag, wie das Brod nie fehlte für Alle miteinand. Sie faltete wie im Gebete ihre Hände und eine rechte Sonntagsstimmung bemächtigte sich ihrer.

Als ob diese Gedanken den Knaben anzögen, kam Heinrich im jagenden Spiele in die Nähe des Eichbaums. Er hatte das festgesetzte Ziel übersprungen; ein Anderer mußte statt seiner springen und er wurde in der lustigen Schaar nicht vermißt. Als er die Mutter erblickte, war für einen Augenblick das Spiel vergessen, er sprang auf sie zu und sank keuchend, mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen in ihren Schooß. Da war ihr's, als ob die Blätter in dem alten Baum rauschten und die Geschichte seiner verflossenen Kindheit erzählten. Sie sprach in der Eingebung des Augenblicks: „Ja, setz' Dich zu mir auf die Bank, wo Du vor sechs Jahren so elendiglich gelegen bist.“ —

Heinrich erhob den Lockenkopf von ihrem Schooße und blickte mit seinen hellen Augen neugierig auf die Mutter, indem er rasch frug: „Was hat mir denn gefehlt?“

Sie nahm ihn näher und sagte: „Was Dir gefehlt hat? Gar Alles, armer Tropf! Wärst fast erfroren und verhungert da auf dem harten Bänklein.“

„Aber warum denn, Mutter?“

„Warum? Meinst, so ein kleiner, armseliger Wurm, kaum

einige Tage alt, könn' es in Wind und Wetter aushalten eine ganze Nacht lang?" —

„Aber warum hast Du mich denn da draußen liegen lassen?"

„Ich hab' Dich ja nicht hingelegt und kein Sterbenswörtlein davon gewußt! Gott steh' mir bei! wie hätt' ich so was thun können."

„Hat's am End' das Bärbele gethan? Wart' nur, die werd' ich beim Schopf nehmen!" rief Heinrich entrüstet.

„Das Bärbele! Gott verzeih' Dir's, Du weißt's nicht besser. Das Bärbele und die Annaliese haben Dir abgewartet, wie's eine Kindsfrau im Schloß drüben nicht besser thun könnt, als Dich der Vater in die Decke gewickelt, uns gebracht hat und Du bei Jakob in der Wiege gelegen bist."

„Aber wer hat's denn gethan?"

„O, Kind, armes Kind, Deine eigne, unbarmherzige Mutter und ich kann nur sagen, Gott verzeih' ihr das Unrecht." —

Heinrich sah ganz verwirrt darein; es kam ihm die Angst, als ob er gerade jetzt in Wind und Wetter unter dem Baum liege und am Erfrieren sei. Er rief weinend: „Bist Du denn nicht meine Mutter?"

„Nein, nein, ich bin's so recht nicht, Heinrich, aber ich bin Deine Pflegemutter und will's sein alleweil, ohne Aufhören."

„Und der Vater ist auch nicht mein Vater?"

Die Meierin schüttelte verneinend den Kopf, während Heinrich weiter forschte: „Und der Jakob, der Christel und die Hanne?"

„Alle sind nicht Deine rechten Geschwister. Aber sei nur zufrieden, sie wissen's gar nicht anders, als daß Du uns gehörst."

„Aber wem gehör' ich denn?" rief Heinrich, in ein lautes Schluchzen ausbrechend.

„Du bist ein Findelkind, Heinrich, aber wein nicht so, höre auf! Du bist doch unser Bub' und ein guter Bub, das muß ich sagen."

Die Meierin sagte ihm viele besänftigenden Worte und immer auf's Neue; aber die kleine Brust wogte in Stößen und je

mehr Thränen die Mutter abtrocknete, desto mehr floßen nach, als ob sein Herz ein Quell geworden wäre.

„Heinrich, Heinrich! wo bleibst?“ tönte es vom Spielplatz herüber; aber er hörte es nicht. „Heinrich, Heinrich, komm!“ er hörte es, aber seine Thränen floßen auf's Neue. Da sprang Jakob herbei. Er sah den weinenden Bruder und meinte, „es hätte etwas abgesetzt.“ Er theilte es mit einer schlagenden Bewegung den Andern mit; sie riethen hin und her, was es sein könne, hielten sich aber wie bei ähnlichen Gelegenheiten scheu in der Ferne, als ob es ansteckend wäre, und das fröhliche Spiel endete. Jedes schlich sich von dannen und die Schaar verlor sich in Haus, Hof, Stall und Garten. Die Größern hatten bei dem herannahenden Abend ohnedem etwas zu thun und die Kleinen fanden überall leicht eine Beschäftigung.

Die Meierin und das Findelkind waren nun allein und unbeachtet. Sie erzählte Heinrich seine kleine Geschichte im Zusammenhange, ermahnte ihn Gott zu preisen für seine Lebensrettung, es sein Lebenlang nicht zu vergessen und Gott jetzt gleich auf den Knieen zu danken, weil es am nämlichen Platz und auch ein Sonntag sei, der dem Beten gehöre. Und der Knabe kniete mit gefalteten Händen vor der Bank. Es war nur ein Schluchzen, das die vorgesprochenen Worte verschlang, aber es stieg aus einer unschuldsvollen Kindesseele zum Vater im Himmel auf, zu jenem mächtigen und erbarmenden Vater, der auch sein ersterbendes Wimmern schon gehört hatte.

Jetzt nahm die Meierin den Knaben an die Hand und ging schweigend mit ihm zum Hause. Der Meier sah sie mit Verwunderung; er furchte die Stirne, denn er schloß auf einen Streit und es war ihm nichts ärgerlicher, als ein Verdruß am Sonntage. Aber die Mutter nahm ihn auf die Seite und sagte: „Mach kein so böses Gesicht; ich hab's ihm nur gesagt.“

„Was denn?“ sagte er immer noch finster.

„Nun, daß er ein armes Findelkind ist. Wissen muß er's doch einmal, über kurz oder lang.“

Der Meier sah nun mit seiner ganzen Gutmüthigkeit auf

den Knaben, zog ihn auf sein Knie und sagte: „Willst alleweil brav sein?“

Wieder wollte der Knabe in Thränen ausbrechen, aber der Vater wehrte ab und gab ihm einen sanften Klapps, als Liebkosung.

Dann aber rang Heinrich die Worte heraus: „Vater, ich dank' Dir, daß mich nicht hast verfrieren und verhungern lassen.“

Der Meier lachte und entgegnete: „Sollst nie verfrieren und verhungern, so lang ich leb'; aber jetzt lach einmal wieder.“ —

Heinrich gab sich Mühe; es wollte nicht recht gelingen; dennoch mischte er sich unter die Andern; aber er blieb den ganzen Abend sehr stille. Er setzte sich nur halb auf die Bank, als ob er das Gefühl hätte, nicht her zu gehören. Vater und Mutter gaben ihm jedoch an diesem Tage nochmal so viel Suppe, als sonst und lachten ihn freundlich an. Dann gingen die Kinder zu Bette; Heinrich schlief bald ein, aber er träumte die ganze Nacht von Heinrich Findelkind, als ob er's nicht selber wäre. —

Viertes Kapitel.

Wie Heinrich aufwächst.

„Heinrich Findelkind“ — war des Knaben erster Gedanke beim Erwachen und er sagte sich diesen Namen in Einem fort, wo er ging und stand. Er drängte die Mutter mit stets neuen Fragen über die ersten Tage seiner Kindheit, bis sie ungeduldig sagte: „Aber nun laß mich in Fried', ich weiß nichts mehr und will nichts weiter wissen“ und als sie merkte, daß Heinrich ein trauriges Gesicht machte, fügte sie sogleich beschwichtigend bei: — „als daß Du mein guter Bub' bist!“ —

Heinrich wandte sich nun mit seinen Fragen an Bärbele und Annaliese. Da hörte er nun, besonders von der letzten,

wie sie sich Alle über ihn gefreut hätten, und wie es zugegangen war an seiner und Jakobs Wiege, und hörte so viel, bis er selbst eine Freude hatte über das kleine Kindlein mit den blauen Augen und fast ganz vergaß, daß er's selber gewesen sei.

In den ersten Tagen nach der gemachten Entdeckung geberdete sich das arme Findelkind ganz eingeschüchtert; er saß kaum fest auf seinem Platze, als ob er nicht hieher gehöre, rückte vor Jedem auf die Seite, und wenn beim Essen sein Schüsselein schon zum Einfüllen vorgeschoben war, ein Anderes aber auch etwas begehrte, zog er es eilig wieder zurück. Die Mutter gewahrte es sogleich und lächelte ihm ermunternd zu, während der Vater in seiner derben Weise darein rief: „In der Reih' geblieben, Eins nach dem Andern! 's hat Keins ein bessres Recht als das Andre!“

Nach dem Essen sagte Heinrich aus innerstem Antriebe nun jedes Mal: „Vergelts-Gott!“ und als Jakob es ein Paar Mal gehört hatte, sagte er es nach. Die Geschwister flüsterten unter einander, was vorgegangen sei? für die Kleinen war es eine Neuigkeit, für Jakob ein halbes Wunder, aber Alle kamen mit einander überein, daß sie Heinrich nun fast noch lieber hätten, als zuvor. Es entstand ein Wettstreit unter ihnen, dieses zu zeigen; Annaliese aber betrachtete ihn besonders als ihr gehörig, wie damals in der Wiege, und Heinrich hingegen that, was er Jedem an den Augen absehen konnte. So erwarmte er auf's Neue in der Meierei und sein Gefühl des Heimathsrechtes kehrte in die junge Brust zurück, nur gesellte sich dazu eine kindliche Dankbarkeit, welche in seinen blauen Augen leuchtete, und ein Feuer hatte, gleich einem Saphire. Ja, die gemachte Entdeckung veredelte sein ursprünglich schon so gutes Herz, wie der Edelstein erst durch das Schleifen den rechten Werth und Glanz erhält.

Der Herbst blieb noch lange schön und milde, so daß die Schafe, Ziegen und Schweine immer noch auf die Weide getrieben werden konnten. Jakob und Heinrich versahen bereits dieses Geschäft, wobei Brummer, der Schäferhund, ihnen treulich half.

Die beiden Knaben waren stets sehr vergnügt dabei gewesen. Die Natur bot ihnen eine größere Mannigfaltigkeit von Spielzeug, als ein kleiner Prinz in seinen Prachtzimmern nur haben kann. Da waren die unzähligen Thiere im Grase, welche es zu beobachten, zu fangen galt; da waren kleine Fallen zu stellen und anzufertigen; da liefen und huschten die Mäuslein vorüber oder spitzten die Köpfe aus ihren versteckten Höhlen hervor; da waren es die zu hütenden Thiere selber, besonders die muntern Geisen, welche ihnen Vergnügen machten; da war irgend ein Vogelnest, das sie belauschten; da war die Iller mit ihrem schönen, oft hell blinkenden Wasser, die Steine am Ufer zum Einsammeln und die großen Steine zum Schleudern, daß sie weit in den Fluß hinein flogen, drauf hüpften in kleinen Absätzen, oder plätschernd hinein fielen, daß davon das Wasser emporsprang.

Nun aber trat dabei eine kleine Veränderung ein. Heinrich hatte ein so übervolles Herz, daß er mit seinem Gefährten davon plaudern mußte und die Geschichte war für Jakob so neu, wie für seinen Kameraden; es kam ihm so spassig vor, daß Heinrich ein Findelkind sei und er horchte gerne darauf. Einmal sagte er nach solchen Gesprächen plötzlich: „Du! vielleicht gehörst gar einem Ritter!“ Heinrich fuhr bei dieser ganz neuen Anschauung der Dinge zusammen. Erst besann er sich, dann rief er: „Warum nicht gar! Ein Ritter ist ja reich, der hätt' mich schon behalten und nicht unter den Baum gelegt.“

„Ja, aber vielleicht hat Dich ein böser Ritter seinem Feind geraubt und Dich im Zorn weggeworfen.“ —

Die Knaben wußten natürlich allerlei von den Rittern und meist etwas Schlimmes, denn sie hatten große Furcht vor ihnen, wenn sie von der nahen Burg dahersprengten und auf nichts im Wege Acht gaben. Der Vater fürchtete sie auch, weil ihre Rosse schon einige Male seine schönen Kornfelder zerstampft hatten, und so war dieser Gedanke des Knaben eben kein unnatürlicher. Nach einer Weile fuhr Jakob fort: „Wart nur! vielleicht holt Dich einmal so eine schöne Rittersfrau in rothem Kleide, wie

sie auf den Pferden daher reiten, einen Vogel auf der Hand. O, die ist viel schöner, als unsre Mutter." —

Heinrich fuhr zornig auf: „Was red'st! Ich will mich aber nicht holen lassen und mag sie nochmal so schön sein! Eine bessre Mutter, als die unsere, gibt's auf der ganzen Welt nicht!"

Jakob aber gingen nun die Ritter und die Edelfrauen gar nicht mehr aus dem Kopfe; er wäre am liebsten selbst ein Findelkind gewesen. Stets fing er davon wieder auf's Neue an, bis Heinrich ganz traurig wurde. Plötzlich erlitt ihr Gespräch eine Unterbrechung. Sie hüteten nicht weit vom Flußufer und sahen einen Mann daherkommen, der Etwas im Arme trug, an dem Ufer innehielt und sich niederbeugte. Sogleich standen sie an dessen Seite. Der Mann hatte eben einen großen Stein aufgehoben und war beschäftigt, denselben an den Hals eines kleinen Hundes zu binden.

„Was thust?" riefen sie wie aus einem Munde.

„Den Hund ersäufen," war die ruhige Antwort des Mannes.

In Heinrichs Gesicht stieg eine glühende Röthe auf, und das Erbarmen zitterte in seiner Seele. Er näherte sich dem armen Thiere und sagte: „Ist er krank?"

Der Mann schüttelte den Kopf, indem er in seiner Beschäftigung fortfuhr und entgegnete: „Nein, krank ist er nicht; aber wir haben Hunde genug; können nicht all das Vieh am Leben lassen; fressen uns sonst noch das Brod vom Maul weg."

„Schenk mir den Hund!" rief nun in mitleidsvoller Aufwallung der Knabe.

Der Mann sagte lachend: „O, den kannst schon haben! Mir ist's einerlei, ob er versauft oder verhungert. Wem gehörst?"

Heinrich wurde auf's Neue roth, aber Jakob erwiederte rasch statt seiner: „Wir gehören dem Meier von Kempten und der hat schon noch Futter für den kleinen Hund."

Der Mann lachte wieder, indem er rief: „O, er wird schon größer; aber meinethalben!" Damit warf er das Thier ihnen zu und ging von dannen.

Heinrich nahm deu Hund liebevoll in seinen Arm, als ob

er ein kleines Kind wäre, streichelte ihn, Jakob that das Gleiche und sie kehrten zu ihrer Heerde zurück.

Jetzt kam hintendrein freilich die Sorge, was der Vater dazu sagen würde. Jakob beruhigte den Bruder mit den Worten: „Weißt, ersäufen kann ihn der Jörg gerad so gut, wie der Mann, wenn's der Vater nicht leiden will, daß wir ihn behalten."

Das war nun freilich für Heinrich ein schlechter Trost, denn er hatte den Hund bereits lieb gewonnen, weil er unwillkührlich dabei an sich selbst denken mußte, als er verlassen unter dem Eichbaum gelegen war. Sie spielten nun mit dem Hunde, als sie aber gegen Abend nach Hause zogen, sank auch Jakob der Muth vor dem strengen Vater und er sagte bittend: „Trag Du den Hund." —

Heinrich nahm ihn an sein klopfendes Herz, verbarg ihn sorgfältig, und als die Heerde im Stalle war, trat er schüchtern mit dem Hunde in die Stube, und man hätte dabei gemahnt werden können, wie vor Jahren der Meier auch etwas Kleines unter seiner Decke heimgetragen hatte. Als der Knabe den Hund zeigte und erzählte, wie sie zu ihm gekommen seien, that er's in so mitleidiger Weise, daß der Meier sagte: „Meinethalben! aber Du mußt ihn aufziehen und mich laß ungeschoren; in die Stube darf er mir nicht, so lang er noch so ein kleines Vieh ist." —

Heinrich hatte eine unbeschreibliche Freude, lange nicht so sehr an dem Hunde, als weil dieser nun nicht umkommen mußte. Er richtete ihm ein warmes, weiches Plätzlein im Stalle zurecht, fütterte ihn mit der Milch, die er selber noch gerne gegessen hätte und Jakob stand ihm dabei getreulich bei; er war ihr Spielzeug für den ganzen langen Winter.

Das Leben in der Natur gab Heinrich immer neue Nahrung für seine Empfindung, daß er ein mitleidig gerettetes Findelkind sei; das Erbarmen und die Dankbarkeit schoßen daraus hervor, wie der Halm aus der guten Saat. Der Meier konnte ihm die ganze Heerde ohne Besorgniß anvertrauen; er war aufmerksamer und klüger geworden, denn in seinen Kopf war ein

Licht gekommen und in sein Herz eine Wärme, die alles beleuchteten. Früher hatte er wenig an Wind und Wetter gedacht; je mehr es sauste und brauste, um so lustiger war's ihm erschienen. Jetzt aber dachte er dabei an das erstarrende Kindlein unter dem Eichbaume, wozu er flüsterte: „ich, Heinrich Findelkind" — und an die gefährdete Heerde. Dann rief er: „Du, Jakob; schau, es zieht ein Wetter am Himmel auf; wir wollen heimtreiben, daß kein Thier Schaden leidet." —

Im darauf folgenden Sommer wäre es zwischen den beiden Knaben fast zu einem Streit gekommen. Heinrich, welcher der beste Kletterer war, hatte im Walde das Nest einer Singdrossel entdeckt und sagte es Jakob. Oft schauten sie auf die kleinen Eier und waren auf die ausschlüpfenden Vöglein begierig. Als sie nun eines Tages am Waldrande hüteten, war Jakob allein hineingegangen und bald darauf vernahm Heinrich dessen Ruf. Er beauftragte Brummer, die Heerde zusammen zu halten und lief auch hinein. Aber was sah er! Jakob stand unter dem wohlbekannten Baum und hielt das Nest mit den kahlen Jungen in der Hand, die er jubelnd seinem Bruder zeigte. Aber Heinrich schrie mit zorniger Stimme: „Was fang'st an? Warum laß'st die Vögel nicht in Ruh?" —

Jakob entgegnete verblüfft und murrend: „Warum, weil ich sie haben will; sie sollen mir daheim was vorsingen."

„So? — und an die armen Thiere, welche umkommen, weil sie noch keine Federn haben und nicht selber fressen können, denkst nicht?"

„Sie werden schon Federn kriegen und ich will sie füttern."

„Und an die Alten denkst auch nicht? Hörst, wie sie voller Angst mit den Flügeln schlagen und um den Baum fliegen?"

„Meinetwegen!" schrie Jakob; „sie sollen nur neue Eier legen! Ich will einen Vogel haben, so gut wie Du einen Hund."

„Aber den Hund haben wir vom Tod errettet und die Vögel werden sterben. Jetzt gleich gibst sie her; ich thu sie wieder hinauf." —

„Aber ich mag nicht! ich will einen Vogel haben." —

Heinrich hatte gute Lust, d'rein zu schlagen; aber es stieg wieder in ihm die Erinnerung auf, wie er auch so mutterlos unter einem Baume gelegen sei und er sagte bittend: „Thu den Vögeln kein Leid. Guck! gerad so elendiglich bin ich dagelegen und der Vater hat mich heimgetragen, und die Mutter hat mich zu Dir in's Nest gelegt."

Da kam dem Jakob auch das Erbarmen und die Reue. Er gab seinem Bruder die Vögel sammt dem Neste. Dieser schob sie vorsichtig in seine Hirtentasche, kehrte dieselbe auf den Rücken, kletterte behende den Baum hinauf, fügte das Nest sorgfältig zwischen die Aeste und als er wieder herunter war, versteckten sich die beiden Knaben im Dickicht. Bald sahen sie die Alten näher flattern, sahen die großen, kahlen Köpfe der Vöglein, hörten ihr Gekreisch und die Alten saßen wieder bei ihnen. Jetzt kehrten sie seelenvergnügt zu ihrer Heerde zurück. —

Zu dieser Zeit war auch der gerettete Hund tüchtig herangewachsen. Es war ein brauner, bärenhafter Rattenfänger, dessen zottige Haare ihm über die hellen, klugen Augen herabhiengen, ein liebes, drolliges Thier. Heinrich hatte ihm den Namen Schnuffl gegeben, weil er überall herumroch, und die Knaben nahmen ihn mit auf die Weide. Es war, als ob der Hund in Heinrich seinen Lebensretter erkenne, denn er folgte besonders ihm auf Schritt und Tritt. Viele Stunden lang war er damit beschäftigt, ihn abzurichten und Jakob sah ihm dabei höchlich belustigt zu. Schnuffl mußte aufwarten, über den Stock springen, apportiren, Annaliese den Korb tragen, sich auf den Rücken legen, sich todt stellen, wieder lustig bei seinem Befehle aufspringen, und überhaupt alle die einfachen, üblichen Kunststücke erlernen. Dies war eine große Freude und Heinrich fühlte einigen Stolz, wenn der Hund bewundert wurde und ihm folgte.

So verstrich noch ein Jahr. Heinrich wuchs immer mehr heran und hatte immer mehr Gelegenheit, Allen zu dienen und dankbar zu sein. Jedem stand er bei, ohne zu fragen und er war immer bei der Hand, wo man ihn brauchte. Am treusten

war er aber doch seinem Jakob, neben dem er in der Wiege gelegen war und nun auch auf Einem Lager ruhte. Einmal hatte der Vater demselben aufgetragen, einen Holzstoß zu schichten; aber Jakob hatte etwas Anderes im Sinne; er wollte bald fertig sein und that es so schlecht, daß Heinrich voraussah, der Stoß werde mitten in der Nacht herunterstürzen. Er sagte kein Wort; als aber Jakob des Nachts an seiner Seite fest schlief, stieg er aus dem niedern Fenster, und beugte vorsichtig in aller Stille den Holzstoß auf's Neue, worauf er wieder in sein Bett schlich. Jakob merkte nichts davon und war des andern Tages sehr verwundert, als ihn der Vater lobte, daß er's so gut gemacht habe. Heinrich aber fühlte sich an diesem Tage vergnügt, wie nie zuvor. Solche Vorkommnisse lösten sich häufig ab und ein Geist der Liebe und des Friedens umschloß die Geschwister; mitten drin aber stand mit seinen fröhlichen, blauen Augen Heinrich Findelkind.

Fünftes Kapitel.

Heinrich faßt einen raschen Entschluß und führt ihn eben so rasch aus.

Wieder kam ein Sommer, aber ohne warmen, anhaltenden Sonnenschein. Immer schichteten sich neue Wolkenzüge am Himmel, das Getreide wollte nicht reifen, die Körnlein erstickten in der Aehre und der Meier von Kempten hatte schließlich nicht so viel geerntet, als er zum Brod für seinen Haushalt brauchte. Nachdem die Sonne wieder freundlich schien, war's doch als ob ein ganzes Wolkenheer über der Meierei hänge, wenigstens sah es so trüb darin aus. Dies kam alles von des Vaters umwölkter Stirne; die Kinder getrauten sich kaum, laut unter einander zu reden, denn gleich fuhr der Vater ärgerlich darein und hieß sie schweigen. Die Mutter ging in beständiger Sorgfalt, Alle zu beschwichtigen, herum und wenn Jörg und Bärbele, die sich ein Wort mehr als die Andern erlauben durften, sie

frugen: „Aber Mutter, was ist's mit dem Vater? 's ist ja grad nimmer zum Aushalten?" — Dann sagte sie beschwichtigend: „'s wird schon wieder besser werden! ärgert ihn nicht; er wird halt eine Sorge haben."

Innerlich aber sann sie selber stundenlang, was es doch sein möge? Ein Mißwachs sei auch schon früher dagewesen und überstanden worden mit dem rechten Gottvertrauen. Davon sagte sie auch in ihrer sanften Weise dem Manne ein Wörtlein; der aber blieb finster und verschlossen, schüttelte nur unwillig den Kopf, ging seiner Wege und das Weib betete dafür in der Stille manchen Rosenkranz.

Eines Sonntags saß der Meier unter seinem Eichbaume und schaute gedankenvoll drein. Da kam ein Wanderer des Wegs und als er den Meier gewahr wurde, blieb er vor ihm stehen und sagte, als ob er die beste Nachricht nicht eilig genug mittheilen könnte: „Hast's schon vernommen? Der Bauer von der Gabel droben ist eines jähen Tods verstorben. 's ist ein arg Leidwesen dort und man sagt obendrein, es steh schlecht mit Haus und Hof."

Der Unglücksbote erschrak über den Ausdruck von Jörgs Gesicht und erinnerte sich plötzlich, daß dieser ja der Schwieger des Verstorbenen sei.

Der Meier sprang auf und rief: „Woher weißt's?" —

„Bin g'rad selber des Wegs gekommen und hab's mit leibhaftigen Augen gesehen."

Jörg hatte kein Wort und keinen Abschiedsgruß mehr; er eilte in's Haus und stand todtenbleich vor seinem Weibe, indem er sagte: „Dein Bruder ist todt; ich muß gleich hin und nach der Sach' sehen." — Er schied mit einer finstern, verschlossenen Miene und ließ das Weib unter Thränen um den Bruder zurück.

Zwei traurige Tage verstrichen in der Meierei; am dritten kam der Vater heim und stand völlig gebrochen in der Mitte seiner Kinder neben dem armen Weibe. Ein paar Mal schluckte und würgte er an seiner Rede, dann aber war sie kurz

genug: — der Bruder im Grabe, er selber aber durch frühere Bürgschaft für ihn verdorben, ganz zu Grunde gerichtet.

Dies also war der schwere Sorgenstein auf des Meiers Brust gewesen und er hatte sich nun zertrümmert über sein Hab und Gut gewälzt. Von Gutmüthigkeit und verwandtschaftlicher Treue getrieben, hatte er ohne Wissen der Seinen sein Eigenthum verpfändet und sah seit Wochen das Unglück einherkommen, aber doch nicht in so grausenhafter Gestalt, wie es nun erschienen war.

Die Kinder suchten ihn mit ihrem frischen Lebensmuthe zu trösten und meinten, es sei lange noch nicht Alles verloren; sie seien ja kräftig herangewachsen, ihr Brod selber zu verdienen und für Vater und Mutter zu arbeiten. Aber es half nichts; da mußte schon die Nacht ein wenig den ersten Schrecken zudecken und bald lagen sie Alle auf ihrem Lager.

Am nächsten Morgen fehlten bei der Frühsuppe Jörg und Bärbele und als man sie rief, traten Beide mit einem geschnürten Bündel herein.

„Was ist's?“ frugen Vater und Mutter ganz erschrocken, und Bärbele sagte: „Wir Zwei wollen fort, dann sind zwei Mäuler weniger zu füttern und wir können leicht einen Dienst finden und Euch unsern Lohn geben zum Unterhalt für die Andern.“

Die Mutter wurde leichenblaß, der Vater fuhr auf und rief: „Aber wie soll ich ohne Euch zurechtkommen! Dann geht gar noch Alles zu Grund!“

Die andern Kinder brachen in Thränen aus und Jakob legte den Löffel nieder, sogar ihm war der Hunger vergangen. Niemand achtete auf Heinrich, der sich leise hinausgeschlichen hatte; Alles redete durcheinander und der Jammer wollte kein Ende nehmen. Da erschien Heinrich wieder, seinen eignen kleinen Bündel unter dem Arm. Seine blauen Augen leuchteten von frischem Muthe, und der kleine, achtjährige Mensch stand aufrecht, indem er rief: „Der Jörg und das Bärbele dürfen nicht fort! Wer soll dem Vater und der Mutter helfen! Ich geh! ich bin groß genug, ich kann wo anders um Lohn und Pfleg die Schafe hüten, und der Jakob kann daheim meine Arbeit verrichten.

Gott vergelt's Euch hunderttausendmal, was Ihr an mir gethan habt!"

Bei diesen Worten verließ den armen Knaben seine Kraft und all die Bilder seiner glücklichen Heimath standen vor seinen Augen. Die Abschiedsthränen schoßen gewaltsam in dieselben und sein kleines Herz stand wie eine Insel in dem See der Zähren. Ueberwältigt fiel er in den Schoos der Mutter und schluchzte laut. Aber es dauerte nur einen kurzen Augenblick. Wieder stand er aufrecht und lächelte muthig durch seine Thränen. Alles, was man gegen seinen raschen Entschluß sagte, bestärkte ihn nur und in des Vaters Augen las er eine stille Bestätigung; die Liebe zu den eignen Kindern und die eigne Verzagtheit hatten den Vorrang gewonnen. Heinrich eilte zur Thüre; aber, als es so bittrer Ernst war, packte die Mutter schnell ein Säcklein mit Vorrath für die Wanderschaft, ach, und wie viele Stoßgebetlein für das Kind, welches ihr so lieb geworden, kamen dazu. Jakob stellte sich Seite an Seite zum Bruder und faßte dessen Hand, als wollte er mit ihm gehen. Heinrich aber machte sich los und trat vor den Vater. Sprachlos legte dieser seine Hand auf des Knaben Haupt; die rauhe, kräftige Hand zitterte, als er nun sagte: „Gott sei Dein Geleitsmann! und geht Dir's schlecht, so kennst Deine Heimath." —

Die Mutter bespritzte den Scheidenden von der Stirne bis zu den Füßen mit Weihwasser; es mußte für die Thränen gelten, welche sie gewaltsam zurückdrängte. Nun eilte Heinrich aus der Thüre und Alle gaben ihm das Geleite ein Stück Weges, Jakob und Annaliese dicht an seiner Seite.

Als Heinrich von Weitem den Baum sah, fühlte er's wieder in seinem Herzen anschwellen, und wie Einer vor der heranwogenden Meeresfluth entflieht, riß er sich ohne ein letztes Abschiedswort von ihnen, sprang so schnell er konnte, sah nicht rückwärts, hörte aber Jakobs Stimme und fühlte, daß dieser ihm folge. Da verdoppelte er seine Eile und war längst an dem Eichbaume vorüber, als er athemlos innehielt und auf den Rasen sank. Hier lag er mit geschlossenen Augen in Er-

schöpfung von der Eile. Da fühlte er etwas an seiner Hand. Er schlug die Augen auf und vor ihm saß sein treuer Schnuffl und bedeckte die kleinen Finger. Heinrich lächelte das gute Thier unter Thränen an, streichelte dessen Kopf und sagte dann: „Schnuffl, es nutzt nichts! du mußt wieder heim. Dich können sie dort brauchen, der Jakob am allermeisten. Du mußt ihm alle Deine Kunststücke vormachen, damit er lustig wird und lacht und an mich denkt. Schnuffl, jetzt geh heim und mach mir's Herz nicht so schwer.“

Aber die Worte waren zu sanft und traurig gesprochen, als daß Schnuffl sie im richtigen Sinne verstanden hätte; nur der wohlbekannte Klang: „Kunststücke“ drang zu seinem Verständnisse. Sogleich wedelte er mit dem Schweife, legte sich wie mausetodt auf den Rücken und begann damit die Reihe seiner kleinen Künste. Heinrichs Herz klopfte laut in der bewegten Brust und während er sich zum letzten Male an allem weidete, war es zugleich ein schmerzlicher Abschied von all den stillen Plätzen, wo er dieselben ihn gelehrt hatte.

Nun aber kam in das kleine, muthige Herz wieder die Entschlossenheit; rasch stand er auf, erhob den Finger und rief: „Schnuffl, jetzt fort und das gleich!“ Der Hund verstand diese oft gehörten Worte, zog den Schweif ein und wendete sich langsam der Heimath zu; auch Heinrich eilte in entgegengesetzter Richtung von dannen. Aber nach einigen Augenblicken konnte er sich's doch nicht versagen, nach dem treuen Kameraden umzublicken. Schnuffl hatte das Gleiche gethan und als er Heinrichs Augen begegnete, kehrte er rasch um. Da griff der Knabe nach einem Steine am Wege und schleuderte denselben mit zitternder Hand gegen das Thier. Freilich traf er nicht das Ziel; aber Schnuffl hatte den Ernst des Gebotes verstanden und lief zurück. Heinrich raffte sich zusammen und trat kräftig die heimathliche Erde mit seinen kleinen Füßen, weiter und immer weiter fortschreitend, der fremden, einsamen Lebensbahn entgegen.

Sechstes Kapitel.

Der kleine Pilger kommt zu zwei großen.

Wohin? —

Heinrich hatte sich diese Frage noch nicht einen Augenblick lang vorgelegt. Wie er aus der Heimath ohne klügelnde Ueberlegung, sondern nur im liebenden Drange seines Herzens, den Eltern eine Last zu nehmen, geschieden war und wie das kindliche Gottvertrauen ihn weiter zog: so ging er auch jetzt seine Wege; er hatte genug zu thun, das pochende Herz über die Trennung zu besänftigen. Aber seine tapfre Selbstüberwindung, mit welcher er seinen kleinen Liebling von sich gejagt hatte, obwohl er ihm ein tröstender und erheiternder Gefährte gewesen wäre, stärkte und stählte ihn und je kräftiger er den Boden stampfte, desto mehr wuchs sein Muth. Als er an einem Gesträuche vorüberkam, brach er sich einen Wanderstab, hing seinen Bündel daran und versuchte ein Liedlein zu pfeifen. Aber ohne daß er es merkte, verstummte er und war mit seinen Gedanken in der Meierei. Er sah Schnuffl zu Jakob zurückkehren, vor demsellen aufwarten und ihm damit seine letzten Grüße bringen. Er sah Jakob mit der Heerde ganz traurig ausziehen, hörte dessen Peitsche knallen, aber sie hatte keinen lustigen Ton; sah Annaliese in der Küche handtiren, hörte die hölzernen Teller klappern; er sah den Vater im Felde, die Mutter im Stalle, Jedes an seiner Arbeit; er sah dabei Baum und Strauch, jede Oertlichkeit in ihren einzelnen Gegenständen; alles, alles sah er, als ob er mitten darunter wäre. Aber Knabe, schau lieber zum Himmel empor. Siehst Du die Wölklein ziehen? wohin wandern sie? vielleicht auch planlos, wie Du? wohin der Wind sie eben weht? Aber nein, Gott lenkt sie mit seinem Finger und auch Dein Gang ist von demselben geleitet.

Heinrich schaute in seinen Gedanken wirklich zum Himmel empor und da zog plötzlich ein strafendes Gefühl durch seine Brust. Heute hatte er noch gar nicht gebetet. Sogleich nahm

er sein Hütlein ab, — blickte um sich, — ja er war mutterseelenallein. Nun faltete er seine Hände um den Hut, kniete nieder und sprach: „Lieber Gott! ich, Heinrich Findelkind bin wieder allein, wie dazumal unter dem Baum. Aber nun kann ich selber gehen und mit den Händen arbeiten. Hilf Du mir jetzt weiter und führ mich zu guten Leuten, wo ich Aufnahme und Arbeit finde. Wenn's recht weit ist, so geh immer mit mir, lieber Gott, oder schick mir, weil ich noch so klein bin, einen guten Geleitsmann, damit ich nicht verirre, keine bösen Menschen und keine wilden Thiere mir was thun und ich nicht verhungere. Behüte sie Alle daheim, daß es ihnen wieder gut geht und vergilt ihnen tausendmal, was sie an mir, Heinrich Findelkind, gethan haben. Amen." —

Nun stand er auf und wanderte viel muthiger und frischer weiter manche Stunde lang auf der Straße gen Lindau. Die weißen Wolkenlämmer am Himmel wanderten mit ihm; es ward ihm dabei ganz traulich, als ob sie seine Heerde wären. Die Vögel umflatterten ihn, wie Begleiter; er hörte tausend Stimmen der belebten Natur, die ihm bekannt erschienen und der große Berg seiner Heimath hatte die Gutwetterkappe aufgesetzt; so lang er den noch sah, war er nicht in der Fremde.

Er mochte bereits mehrere Stunden gewandert sein und war an manchem einsamen Gehöfte vorbeigekommen. Aber so oft er auch dabei anhielt und sich fragte: — gehst hinein? suchst eine Unterkunft? verneinte es eine innerliche Stimme und trieb ihn gewaltsam fort. Nun befand er sich auf einem ganz freien Felde; weit und breit kein Mensch, kein Haus. Er spähte umher und sein Auge erforschte einen großen Eichbaum. Da schlug sein Herz freudig und heimathlich. Sogleich stand vor seinem Geiste die Meierei von Kempten. Er sah die Mutter die Mittagssuppe auftragen und Alle sich um den Tisch schaaren. Da eilte er zum Baum, legte sein Bündelein ab, und sich daneben auf's Gras, wobei er die zusammengebundenen Zipfel des Tuches löste und seinen Vorrath ausbreitete. O, was hatte die gute,

vorsorgende Mutter doch Alles hineingethan! Brod, Käse, gedörrte Pflaumen, Aepfel und Birnschnitze, — lauter Festtagsspeisen.

„Jetzt stehen sie daheim um den Tisch und beten;“ flüsterte Heinrich.

Sogleich stand er auf, faltete die Hände und betete laut und deutlich genau so, wie er daheim gethan hatte. Dann setzte er sich nieder, brach ein Stück Brod und Käse ab und aß mit tüchtigem Hunger sein Mittagsmahl. Mit gewohnter Sparsamkeit beschränkte er sich jedoch; aber einen einzigen Apfelschnitz konnte er sich nicht versagen. Dann packte er wieder Alles zusammen und betete wieder, wie daheim.

„Jetzt gehen sie an die Arbeit.“ — Arbeit? Er hatte keine; seine Lämmerheerde da Oben war leicht zu hüten, sie schien auf ihn zu warten. Lange sah er sie an; es formten sich allerlei Figuren aus denselben; seine Gedanken und Anschauungen verschwanden undeutlich und wurden zu Träumen; bald zerrannen auch sie und er war tief und fest eingeschlafen; aber die Engel Gottes stiegen auch an der ewigen Himmelsleiter neben dem heimathlosen Kinde auf und nieder, wie sie es immer thun, wo ein unschuldiges Herz ihrer bedarf.

Als Heinrich erwachte, fuhr er ganz erschrocken empor. Ihm war's, als hätte er morgens daheim verschlafen und der Vater werde nun schelten. Er sah staunend um sich, besann sich und wußte nun Alles. Aber es war nicht mehr so sonnenklar, wie bei seinem Einschlafen. Die vorangegangene Traurigkeit und die nachherige Ermüdung hatten den Schlaf so fest und lang gemacht, daß sich der Tag bereits zum Ende neigte. Nun raffte er sein Bündelein zusammen und ging weiter. Aber die kleinen Füße waren wie Blei; er dachte jetzt zum ersten Male an die Nacht und wo er sie verbringen würde. So oft er ein Gehöfte sah, blieb er zögernd stehen; wenn er sich jedoch demselben näherte, scheuchte ihn entweder ein böser Hund weiter, oder eines der Leute war eben so ganz anders, wie daheim, daß er schnell vorüberschritt, während es ihm das Wasser in die Augen trieb.

Endlich aber wurde es Nacht; doch der Mond ging feurig auf in einer großen Scheibe. Der war ihm wie ein guter Bekannter von daheim und die Beiden schritten mit einander weiter. Bald waren sie die Einzigen in der Gegend, welche noch wachten, alle Fenster der Gehöfte starrten dunkel in die Nacht hinaus. Heinrich fürchtete sich nicht, aber er fühlte eine große Ermattung. Als der Mond ihm wieder ein Haus zeigte, ging er mit sich zu Rathe, was er thun solle. Auch dort war bereits Alles zur Ruhe gegangen; es war so still, daß ihm vorkam, als ob man die Schläfer athmen höre. Nun zeigte ihm der Mond einen Haufen Stroh; er sah beinahe wie ein Berg aus. Sein Herz schlug vor Freude. Wie oft hatten Jakob und er sich in eine solche Bestung versteckt und gewünscht, eine Nacht daselbst zu verbringen, erst in einer so schönen, mondhellen Nacht. Er dachte an seinen treuen Schnuffl und wie gut es wäre, wenn er ihn bei sich hätte und wie sie Drei, der Mond, er und Schnuffl ganz vergnügt sein wollten. Leise schlich er zum Strohhaufen; nichts regte sich. Nun machte er sich einen Schlupfwinkel und dazu noch einen recht warmen. Da lag er nun, betete sein Sprüchlein und Vaterunser, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und war in der allerkürzesten Zeit eingeschlafen.

Bei Tagesanbruch erwachte er. Das hatte gut gethan und ihn ganz frisch gemacht. Nun aber trieb's ihn fort. Er fürchtete, einen Menschen des Gehöftes zu sehen und hier bleiben zu müssen. So nah, nur wenige Stunden von der Heimath, konnte er's nicht aushalten; er fühlte, daß er eines baldigen Tages davon- und heimlaufen würde; nein, er mußte weit, weit fort. Eilig raffte er sich auf und rannte von dannen, als ob er etwas gestohlen hätte. Bald gelangte er an einen munter dahinfließenden Bach. Sogleich wusch er sich die verschlafenen Augen aus und fühlte sich ganz frisch. Unter dem Baum daneben hielt er nun sein Frühstück, aber nicht so sparsam, wie Tags zuvor, denn es hungerte ihn sehr. Jetzt aber ging's in der frischen Morgenluft tapfer vorwärts; er mußte nun schon weit von Hause fort sein und er wunderte sich, wie weit es

wohl so in der Welt fortginge, bis er dahin käme, wo der Himmel sich abrundete.

Als Heinrich nach drei Stunden ein wenig rastete und seine Augen sich eben schließen wollten, wurde er wie von einem Orgelton aufgeschreckt, als ob er in einer Kirche geschlafen hätte. Er blickte verwundert um sich und sah in einiger Entfernung zwei Gestalten daherschreiten, welche ein frommes Lied sangen. Es waren seltsame Männer, denn sie glichen weder den Rittern, noch den Bürgern und Rathsherren und auch nicht den Geistlichen, die er bisher gesehen hatte. Ihr Haupt war mit einem breiträndigen Pilgerhute bedeckt; lange, schwarze Mäntel mit Kragen, in Mitte des Leibes von einem Strick umschlungen, an dem ein großer Rosenkranz herunterhing, umhüllten sie. Jeder hatte einen dicken Reisestab in der Hand, so schritten sie ruhig und gleichmäßig dahin und der Schall ihrer schweren Tritte begleitete ihren feierlichen Gesang.

Heinrich sprang sogleich auf die Beine und als die Männer nahe kamen, stand er reisefertig da, das Bündelein an seinen Wanderstab gehängt. Sie gewahrten ihn, unterbrachen ihr Lied und sagten: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In alle Ewigkeit, Amen!" gab er den frommen Gruß zurück und die Männer stimmten wieder den unterbrochenen Gesang an.

Wie eine Engelsstimme klang's in Heinrichs Herzen: „Geh ihnen nach, geh mit ihnen!" und sogleich stampften seine kleine Füße hinter ihnen drein; er lauschte, während sein Herz höher pochte. Als sie das Lied beendet hatten, trat tiefe Stille ein, so, daß man selbst die Kindertritte auf dem harten Boden vernahm. Einer der Männer wandte sein Haupt und sagte zu seinem Begleiter: „Der Knabe folgt uns." —

Nun sah auch dieser zurück. Es war ein edles mildes Gesicht von einem langen, dunklen Bart umgeben, das sich gegen Heinrich richtete und dessen treuherzigen, blauen Augen begegnete. Der Mann blieb stehen, wendete sich um und sagte: „Wohin gehst Du, mein Knabe?"

Bei dieser Frage tauchte in Heinrichs Herzen die ganze,

bisher fast unbewußte Hilflosigkeit seiner Lage auf; sie malte sich in seinem Gesichte und legte sich als kindliche Bitte mit dem rührenden Vertrauen der Unschuld in seine Augen, indem er entgegnete: „Ich weiß es selbst nicht; aber seid so gut und laßt mich mit Euch gehen, lieber Herr!“

Der Mann lächelte kopfschüttelnd und sagte: „Mit uns, Kind? das wäre ein weiter Weg für Deine kleinen Füße.“

Statt hiedurch entmuthigt zu sein, leuchteten vielmehr Heinrichs Augen und er rief: „Das ist gerade recht! ich will weit, weit fort! für mich ist kein Weg zu weit. O laßt mich um Gotteswillen mit Euch gehen. Wohin geht Ihr denn?“

„Bis nach Rom, mein Knabe.“

„Nach Rom? ist das also recht weit fort?“

Der Mann nickte bejahend.

„Viel weiter als Lindau und Bregenz?“

Diese beiden Städte umschloßen seine sämmtlichen geographischen Kenntnisse, denn er hatte sie oft von dem Vater nennen hören. Der Mann lächelte wieder zu der knabenhaften Frage und entgegnete: „Wohl hundertmal weiter.“

„Und gibt es in Rom auch Schafe zu hüten?“ —

Da sagte der Mann mit zum Himmel gerichtetem Blicke und mehr, als ob er mit sich selbst, als mit dem Knaben spräche: „Du ewige Hirtenstadt der Welt! Wann wirst du wieder deinen Hirten umfangen, zu dem Christus sagte: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ — Der Pilger bekreuzte sich und schien den Knaben vergessen zu haben. Seine Gedanken schweiften nach dem fernen Avignon, wo der oberste Hirte der Christenheit damals seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Aber Heinrich forschte nach der dunklen Rede und frug: „Herr, wie heißt dieser Hirt, von dem Ihr redet und kann ich in Rom seine Schafe nicht hüten?“ und der Pilger sagte freundlich erklärend: „Mein Kind, das ist der heilige Vater, der Papst. Wir pilgern nach Rom, wo der erste Stellvertreter Christi, der heilige Petrus, seinem göttlichen Meister nachfolgte im Kreuzestode. Wir pilgern in die Stadt der alten Wunder, nicht um ihre

Herrlichkeit zu schauen mit ihrem tief blauen Himmel, ihren duftigen Orangenwäldern und Cypressenhainen, sondern um dort zu beten und unser Gelübde zu erfüllen."

Heinrichs Augen leuchteten, wie der blaue Himmel, von welchem der Pilger sprach und sein Herz verlangte nach dieser ungekannten Herrlichkeit. Er rief also wieder: „O Herr, nehmt mich mit! Ich will Eure Reisesäcke tragen und Euch dienen. Nehmt mich mit in die schöne Stadt; ich möchte am liebsten mit Euch gehen."

„Und warum denn mit uns am liebsten, Kind?"

„Weil Ihr so freundlich seid und so schöne Lieder singt, und weil Ihr mir allerlei erzählen könnt, was ich gern wissen möchte."

Sie waren inzwischen weiter gegangen, Heinrich immer neben dem einen Pilger her, indem er in dessen Gesicht schaute. Nun aber blieb derselbe wieder stehen, sah dem Knaben recht forschend in's Gesicht und sprach: „Wie kommt es, daß Du so allein dahinwanderst ohne Ziel? Du, noch ein Kind! Wie heißest Du? woher bist Du?"

„Ich bin Heinrich Findelkind!" sprach der Knabe in stiller, demüthiger Weise.

„Ein Findelkind!" rief nun der Mann im Tone des tiefsten Mitleids. Dann fuhr er fort: „Aber wer hat Dich bisher erzogen und ernährt? wie kommt es, daß Du jetzt heimathlos dahinwanderst? Erzähle mir Alles, Knabe!" —

Sie waren wieder weiter gegangen und Heinrich erzählte mit der ganzen, schlichten Beredtsamkeit eines dankerfüllten Herzens seine Lebensgeschichte, vom ersten bis zum letzten Tage. Jetzt, wo er zum Erstenmale von Allem, was seine Seele erfüllte, reden konnte, fehlte es ihm nicht an Worten; es quoll und sprudelte von seinem Munde, wie ein freigelaßner Quell. Er verweilte bei allen Einzelnheiten und die Namen seiner Geschwister flochten sich wie Blumen eines Kranzes in die Erzählung. Als er zum Abschiede gelangte und auch den letzten Abschied

von Schnuffl erwähnte, brach der Schmerz zum Erstenmale ganz hervor und ein lautes Schluchzen erstickteseine Worte.

Der Pilger hatte ihn nicht ein einziges Mal unterbrochen; auch jetzt schwieg er immer noch, aber seine Blicke ruhten mild und erbarmend auf dem armen Knaben, der, noch ein Kind, die Entschlossenheit eines Mannes im selbstsuchtslosen, dankbaren Herzen bewiesen hatte. Endlich sprach er leise mit seinem Begleiter, der sich vor ihm ehrerbietig, gleich einem Diener, neigte und dann ergriff er des Knaben Hand, indem er in weichem Tone sagte: „Heinrich!"

Dieser erhob das mit Thränen übergossene Gesicht beim Tone seines Namens, den er so lange schon nicht mehr gehört hatte und noch mehr Vertrauen kam dabei in sein Herz.

„Heinrich, Du kannst mit uns ziehen. Gott, der unser Begleiter ist, wird auch der Deinige sein und zeigen, wie weit Deine Pilgerfahrt führen soll. Er, der gute Hirte, wird Dich selbst als Schäflein weiden, bis Du Deine Heerde findest. Nun aber laß uns beten und ein Pilgerlied anstimmen, auf daß wir frohen und seligen Muthes werden." —

Der Pilger hielt immer noch Heinrichs kleine Hand in der seinen und so schritten sie die Straße vereint dahin, während ihre vollen Männerstimmen ein frommes Wallfahrtslied sangen, das nun auch den kleinen Pilger beruhigen sollte.

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden 'gehren wir:
Nun helf uns Allen Gottes Kraft,
Verleih uns Pilgern Schutz und Macht.
Kyrieleison.

Und das heilige Kreuze
Ward uns allezeit nütze:
Das Kreuz, dran Gott sein Marter leit,
Dasselbige sei unser' Freud,
Kyrieleison.

Auch das heilige Grab,
Da Gott selbst inne lag,
Mit seinen fünf Wunden also her:
Fröhlich fahren wir daher.
Kyrieleison."

Als die Pilger dieses Lied beendet hatten, trat eine tiefe Stille ein; aber der fromme Sang hatte Heinrichs Seele durchzogen wie ein Frühlingshauch und es war ihm wunderbar heilig zu Muthe.

Sie mochten eine Stunde schweigend dahingegangen sein, als der eine Pilger, welcher offenbar der vornehmere war, sagte: „Rasten wir ein wenig dort im Schatten jenes Gebüsches."

Bald waren sie daselbst angelangt und nun legte er sich auf's Gras, während der Andere aus einem Sacke allerlei einfache Speisen hervorholte und sie auf dem Rasen ausbreitete. Sogleich löste auch Heinrich den Knoten seines Tüchleins und rief jubelnd in der Freude des Gebens: „Ich habe auch etwas! Thut es zu dem Eurigen!"

Die Männer sahen wohlgefällig auf den Knaben und der Eine davon schnitt mit seinem Messer sogleich ein Stück Brod und Käse ab, verkostete es und sagte: „Das ist gut! hat es Deine Pflegemutter selbst bereitet?"

Heinrich war ganz stolz über das ertheilte Lob und rief: „Das will ich meinen! Sie und Bärbele; aber Annaliese hat ihnen geholfen; die kann's auch schon grad so gut. Und versucht nur die Schnitz! die sind erst prächtig! Die Aepfel wachsen all in unserm Garten; der Jakob und ich haben sie gebrockt und geschnitten." —

Heinrich vergaß über sein Lob, selber zu essen, bis die Pilger ihn mahnten, auch zuzugreifen und sich am gemeinsamen Vorrathe zu laben. Nach der Mahlzeit begehrte der Herr einen Trunk; aber die Reiseflasche war leer. Sogleich sprang Hein-

rich auf und rief: „Wartet ein wenig! ich will gleich eine Quelle finden. Gebt mir nur die Flasche.“

Mit dem richtigen Instinkte für die verborgene Schatzkammer der Natur, welchen ein Leben in derselben stets verleiht, eilte Heinrich in den nahen Wald und kehrte nach kurzer Zeit mit der gefüllten Flasche zurück. Sein Gesicht strahlte vor Vergnügen, daß er nützlich sein konnte und als sie getrunken hatten, eilte er auf's Neue in den Wald, um die Flasche zu füllen. Wie er nun wieder bei ihnen saß, sagte der Herr: „Ei Heinrich, Du bist ja ein wackerer Leibknappe! besser, als ihn arme Wallfahrer verdienen.“

Sogleich entgegnete er wißbegierig; „Mit Vergunst, Herr, möchtet Ihr mir nicht sagen, was sind denn Wallfahrer?“

Der Mann bedachte sich eine Weile, um die richtigen, einfachen Worte für Heinrichs Verständniß zu finden; dann sagte er lächelnd: „Nun, ein Wallfahrer ist, wer eine Wallfahrt unternimmt.“

„Aber mit Vergunst, Herr, was ist denn eine Wallfahrt?“ und der Knabe schaute mit gespannter Aufmerksamkeit in des Pilgers Gesicht, welcher erwiederte: „Eine Wallfahrt ist der Pilgergang, den man entweder allein, oder im Verbande mit Mehrern zu einem besonders heiligen Orte in der Absicht macht, entweder ein Werk der Buße zu verrichten, oder Gott zu lobpreisen für eine bereits empfangene Gnade, oder auch eine solche zu erflehen. Dieser Pilgergang darf aber keine gewöhnliche Reise sein zu eignem Vergnügen, sondern ein frommer Gang in stiller Demuth; nicht hoch zu Roß von Dienern begleitet, sondern mühselig zu Fuß, arm und niedrig, weßhalb die Wallfahrer sich in Pilgerkleider hüllen, damit Jeder gleich ist, sei er Herr oder Knecht, Ritter oder Bettler; es ist ein Werk der Demuth und Liebe zu Gott; Alles, was man in diesem Geist verrichtet, nimmt er gnädig auf. Und so eine Wallfahrt thut der Seele gut, mein Knabe. Ritter und Knechte, Bürger, Bauern und Frauen haben daheim nicht Zeit und nicht Einsamkeit genug, um über göttliche achen nachzudenken. Aber auf dem weiten Wallfahrtswege

hat man Zeit und Gelegenheit dazu. Das Wandern in der freien Natur mahnt das Herz an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; der Reiche lernt dabei arm sein und entbehren, was der Arme täglich entbehrt. Wie fromm stimmt aber erst die Ankunft beim heiligen Orte das Gemüth! Tausende haben vor ihm da gebetet, Tausende beten mit ihm, Tausende werden hier beten, wenn er selbst wieder daheim oder schon gestorben ist; Tausende haben ihren Schmerz an diesen Ort getragen und Erhörung gefunden. Und sagt nicht Christus: wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Der Pilger hielt inne; sein Antlitz leuchtete im Strahl der Begeisterung; er faltete die Hände und schien zu beten. Eine tiefe Stille herrschte in dem kleinen Kreise. Heinrich hatte mit inniger Andacht zugelauscht und er begehrte nun um so lebhafter, ihre Wallfahrt zu theilen. Seine Blicke ruhten ehrerbietig auf den Pilgern und nach einer Weile sprach er schüchtern: „Herr, seid ihr auch ein vornehmer Ritter und ist der Andre Euer Diener?"

Der Pilger umging diese Frage, indem er antwortete: „Auf der Wallfahrt sind alle Menschen Brüder. Ja, nenne mich Bruder Anselm und meinen Begleiter Bruder Balthasar. Nun aber laßt uns aufbrechen und unsre Reise fortsetzen!"

Siebentes Kapitel.

Herberge und Heimath.

Es drängte Heinrich unablässig zu neuen Fragen; aber er hatte sich gemerkt, was eine Wallfahrt sei und daß er die Pilger nicht in ihren Gebeten und frommen Liedern stören dürfe. Nur hie und da, wenn ihm etwas auf dem Wege auffiel, berührte er des Pilgers Hand und sagte schüchtern: „Herr, darf ich etwas fragen?" — worauf er gewöhnlich eine Bejahung und eine

freundliche Antwort erhielt. Es ging gegen Mittag, als Heinrich wieder etwas zu fragen hatte: „Bruder Anselm, warum geht jetzt auf einmal so eine frische Luft?“ und dieser erwiederte fröhlich: „Ei Kind, wir sind in der Nähe eines großen Wassers; man heißt es den Bodensee und wir fahren in einem Schiff darüber.“

Heinrich war voll Erstaunen, und konnte es kaum erwarten, zu dem Wasser und dem Schiffe zu kommen. Nun aber sah er Häuser und war fast unzufrieden. Der Pilger belehrte ihn, daß es Lindau sei und daß man das feste Land, auf dem es stehe, eine Insel heiße.

Sie waren nun in Lindau angekommen und Heinrichs Augen weilten mit Entzücken und Staunen auf dem großartigen Anblicke, der sich ihnen darbot. Da lag das in der Länge unübersehbare Wasser vor ihm, vom frischen Winde bewegt, mit seinem rastlosen Wellenzuge. Da lachten dies- und jenseits der Breite des See's die grünen Wiesen, Obstbäume und Weingärten, welche noch die reifen, glänzenden Beeren trugen; da leuchteten aus der Ferne die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizerberge; hier und dort erhob sich eine Ritterburg, ein Kirchlein, eine Kapelle, ein Dorf, ein stilles, einsames Gehöfte und ein dunkler Wald. Unzählige Male tönte es nun von Heinrichs Lippen: „Herr, darf ich was fragen?“ bis endlich die Fragen und Antworten vor dem neuen, überwältigenden Anblicke verstummten. Vor ihnen lag der See, dieses glänzende, große Wasser, so tief, so geheimnißvoll, so still und wieder so unruhig, als ob da unten wilde Kriegsheere kämpften. Da lagen die Schiffe mit Stricken und Rudern und da standen die Männer, sonnverbrannt und von jedem Wettersturm abgehärtet. Was gab es da alles Neues für Heinrich zu sehen, während die Pilger mit einem bärtigen Schiffer die Ueberfahrt nach Bregenz besprachen und bezahlten. Bald stiegen sie in das Fahrzeug; die niemals müden Wogen senkten und hoben es, daß Heinrich zu fürchten begann, die Wassertiefe möchte sie verschlingen. Aber er schaute auf Bruder Anselms ruhiges Gesicht; ihm wurde dabei

so zuversichtlich, als ob der Herr Jesus am Steuer säße. Bruder Anselm machte ihn aufmerksam auf die Wasserbahn, welche das Fahrzeug zog, auf die tanzenden Silberflämmchen, als ob die Welle ihr Boot sei, auf die Vögel, die über dem Wasser schwebten; erzählte ihm von den Gefahren, wenn der von Süden kommende Föhn mit dem Gegenwinde um die Herrschaft streitet, wenn der weißgraue Nebel als Vorbote dichter, schwarzer Wolken den Schiffer warnt, sich dem tückischen Elemente anzuvertrauen; nannte und zeigte ihm die vier Himmelsgegenden und die verschiedenen Wetteranzeigen in denselben. Auf diese Weise entschwand die Zeit unbemerkt und sie landeten ungefährdet am Ufer, wo Bregenz amphitheatralisch mit seinen Häusern, Kirchen und Klöstern an der Ostbucht des See's aufsteigt, einer großen Ritterburg ähnlich, auf der Höhe und Niederung gelagert.

Die Pilger schritten schweigend durch die Stadt und hielten vor einem altersgrauen Kloster, wo sie demüthig um Herberge baten und in das Refektorium geführt wurden. Wie ein Hündlein seinem Herrn, folgte ihnen Heinrich und jeder der ehrwürdigen Mönche lächelte den Knaben an, weil er auf jede Frage mit frischem, frohem Muthe antwortete, er pilgere nach Rom, um ein Gelübde zu erfüllen. Ja, Heinrich Findelkind dachte in seiner Einfalt, dort für den Pflegvater zu bitten, daß er nicht von Haus und Hof komme.

Man trug den Pilgern Speise und Trank auf; Heinrich aber vergaß beinahe das Essen, indem er auf die Gespräche seiner Begleiter mit den Mönchen horchte und so viel von der heiligen Stadt und dem herrlichen Lande vernahm, wohin sie pilgerten. Sein junges Herz glühte voll Begeisterung und Verlangen, dies Alles zu sehen und dabei wünschte er sehnlich, auch ein Pilgerkleid zu haben. So kam der Abend heran; die Mönche gesellten ihn für die Nacht zu einem frommen Klosterbruder und Heinrich konnte lange nicht einschlafen, er mußte immer auf den Mann blicken, der auf den Knieen betete und wäre gerne aufgestanden, um neben ihn zu knieen. Endlich

schlief er doch ein und träumte von einem herrlichen Paradiese mit goldnen Früchten. Als man ihn weckte, sprang er munter von seinem Lager und war in Bälde bereit, den Morgenimbiß einzunehmen, worauf sie nach frommen Abschiedsbegrüßungen ihre Reise fortsetzten.

Der Reisetag hatte ihn bereits mit den Pilgern vertraut gemacht und diese hingegen hatten den frischen, gutherzigen, wißbegierigen Knaben lieb gewonnen. Jetzt getraute er sich schon öfters zu fragen, oder zupfte Bruder Balthasar an seinem Pilgerkleide, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; aber die beste Erklärung wußte stets Bruder Anselm zu geben und er that dieses auch ungefragt. Bald, nachdem sie Bregenz verlassen hatten, lenkte er des Knaben Aufmerksamkeit auf eine stattliche Burg, welche auf einem Berge thronte und sagte: „Schau dahin, Heinrich! das ist die Veste des Grafen von Montfort, eines tapfern Ritters. Graf Rudolf ist der Stammherr; er und seine Gemahlin Elisabeth hatten sechs Söhne, von denen drei den geistlichen Hirtenstab und drei das Schwert ergriffen. Diese letztern, tapfern Herrn theilten sich in seine Länder; Hugo II. gründete die Tettnangische, Rudolf die Feldkirch'sche und Ulrich die Bregenzer Linie und so wandern wir nun durch die Gauen dieser edlen Grafen." —

Heinrich schaute mit seinen lebhaften Augen auf die schöne Burg und hatte auf dem ganzen Wege das Verlangen, einen Grafen von Montfort zu sehen. Dann aber war seine Aufmerksamkeit wieder von den Bergen angezogen und Bruder Anselm erklärte ihm, daß es die norische Alpenkette sei und daß sie über einen dieser Berge wandern würden. Wie freudig schlug nun des Knaben Herz, das so oft, wenn er den großen Berg bei Kempten betrachtet hatte, die Sehnsucht kaum unterdrücken konnte, einmal hinauf zu steigen und von dem Gipfel in die Welt zu schauen. Von Schritt zu Schritt traten die Berge immer deutlicher hervor. Ihre Höhen grenzten sich am tiefen Himmelsblau in scharfen Umrissen ab und bildeten die seltsamsten Gestalten, welche immer wieder wechselten. Während er neu-

gierig umherschaute, beteten die Pilger entweder leise, oder sie sangen fromme Lieder. Er bat sie oftmals, das erste, welches er von ihnen gehört und das ihm so viel Muth gegeben hatte, wieder zu singen, bis er sowohl die Worte, als auch die Melodie inne hatte und er mit seiner hellen Stimme es mitsingen konnte. Sie unterbrachen ihre Wallfahrt, um auszurasten, und das war für Heinrich unendlich beglückend. Er verstand es, die schattigsten Plätzlein und die frischeste Quelle zu entdecken, durfte seine beiden Beschützer bedienen und beim Mahle ungehemmt nach Allem fragen, was ihm zu Sinne kam. Bei ihrer gegenwärtigen Rast nahm Bruder Anselm aus der Reisetasche ein Buch und als er dasselbe aufschlug, glänzten liebliche Bilder im Farbenschmucke daraus hervor. Heinrich rief sogleich: „Herr, was sind das für Kaiser? Sie haben alle goldne Kronen auf.“

„Das sind Heilige, mein Kind, und die Kronen sind keine irdischen aus Gold und Edelsteinen, sondern himmlische, meist Dornen- und Martyrkronen mit Blut bespritzt, wie unser Heiland sie trug; aber der liebe Gott verwandelt sie in seinem Himmel so wunderbar schön, viel schöner, als irdische Kronen zu sein vermöchten.“

Heinrich verlangte nun inständig, ihm die Geschichten zu den Bildern zu erzählen und Bruder Anselm willfahrte ihm gerne. Er wählte die Lebens- und Leidensgeschichte jener Heiligen, welche für Heinrichs kindliches Verständniß paßte und sprach begeistert von dem Glaubensmuthe, der Selbstentsagung, Gottes- und Menschenliebe, welche keine Mühsal und sebst den Tod nicht scheute; er erzählte ihm von dem heiligen Knaben Vitus und wie das Kind ausharrte in der Marter für den Glauben an seinen Erlöser. Heinrichs Blicke schwammen in Thränen und als der Pilger sein Buch schloß, rief er: „O Herr! lehrt mich die Schrift lesen, damit ich alles erfahre, was in diesem Buche steht.“ —

Da lächelte Bruder Anselm und sagte: „Meinst Du, das sei so leicht und bald geschehen? Siehst Du alle die vielen Buchstaben? Wie willst Du sie Dir merken?“ —

„O, Herr! es sind ja oft die ganz gleichen! Nennt mir

einige und Ihr sollt sehen, daß ich sie wieder kenne, wenn sie auch wo anders stehen."

Der Pilger hatte Freude über des Knaben Eifer und versprach ihm, bei der Abendrast die Lektion zu beginnen. Nun aber brachen sie auf. Die reiche Natur rings herum hatte für Heinrich in diesem Augenblicke den Reiz verloren, denn er dachte immer an die Heiligen. Da lenkte Bruder Anselm wieder dessen Aufmerksamkeit auf die Gegend, welche sie durchwanderten. Er sagte: „Jetzt geht's auf den Arlberg zu, Heinrich, und das Ländchen, welches wir durchschreiten, heißt von ihm: Vor-Arlberg. Des Berges eigentlicher Name kommt von den Adlern, welche auf seinen Zacken nisten, und er heißt eigentlich der Adlerberg. Ueber den geht's in's Land Tyrol, Heinrich!" —

Der Knabe war so freudig, daß er mit seinen kleinen Füßen tapfer den Boden trat und niemals über Müdigkeit klagte. Die schönen Lieder halfen ihm noch besser vorwärts und er freute sich auch so sehr auf's Nachtquartier, wo er etwas aus dem Buche lernen sollte.

Es war gegen Abend, als sie Feldkirch erreichten und in einer kleinen Herberge Nachtlager nahmen. Aber trotz seiner Müdigkeit bat Heinrich um die versprochene Unterweisung. Bruder Anselm nahm sogleich ein Blatt, das er bei sich trug, zog sein Schreibgeräthe hervor und schrieb mit großen, deutlichen Buchstaben: „Heinrich Findelkind."

Jetzt erklärte er: „Das ist Dein Name, mein Knabe; nun schau ihn nur recht an und dann sag mir jeden Buchstaben einzeln vor."

Heinrich war nicht nur erfreut, sondern auch höchlich ergötzt. Er mußte die Zeichen, die mit einander ihn selber bedeuteten und doch mit ihm keine Aehnlichkeit hatten, anlachen. Mit allem Eifer nannte er nun die Buchstaben in und außer der Ordnung und sah sich im Geiste schon im Besitze der ganzen, großen Wissenschaft des Lesens. Im Ungenügen der Jugend bat er seinen Beschützer, auch noch ihre beiden Namen beizufügen und blickte dann mit Stolz auf diese einfachste Lese-Fibel, die

jemals ein Kind besessen haben mag. Als sie zur baldigen Nachtruhe sich begaben, schwammen die Buchstaben in leuchtendem Schimmer gleich einer Sternenschrift am Firmamente, durch seinen Traum.

Beim frühen Morgenlichte unternahmen die Pilger ihre Weiterreise und schritten zwischen den saftigen, von kleinen Flüssen durchzogenen Weidetriften rüstig dahin. Diese Wanderung gefiel unserm Heinrich sehr wohl und er rief ein- über das anderemal aus: „O, wenn sie daheim so gutes Futter hätten! da wär's eine Lust zu hüten! das thät meinen Kühlein schmecken!“

Die Berge traten immer deutlicher hervor; sie schienen sich aus einem Mantel zu wickeln und die Pilger einladend zu begrüßen. Das heutige Reiseziel war ihnen noch nicht vollständig bekannt und sie besprachen sich in den Pausen zwischen ihren Gebeten und Gesängen hie und da mit vorübergehenden Wanderern deßwegen. Als sie dem Arlberge, den sie zu übersteigen hatten, immer näher kamen, warfen sie manchen sorglichen Blick auf den kleinen, schwachen Knaben, dessen Füße in schlechten Schuhen stacken, die durch die dreitägige Wanderung bereits gelitten hatten.

Des Kindes offner, frischer Sinn, sein wißbegieriges Fragen und sein anschmiegendes Vertrauen hatten ihre Liebe bereits gewonnen und ihrer Pilgerschaft einen frühlingsgleichen Reiz verliehen. Aber sie durften darüber nicht des Knaben Wohl vergessen; sie mußten daran denken, ihm eine passende Unterkunft zu verschaffen. Wie sollte sein schwacher Körper die weite, beschwerliche Reise, mit allen Wechseln der Witterung, unbeschützt von guter Kleidung, aushalten? und selbst dann noch, gewöhnte diese frühe Reise nicht den Knaben an ein müssiges Herumschlendern, während seine künftige Lebensbahn die der strengen Arbeit sein mußte?

Während die Pilger auf diese Weise für den Knaben dachten, schritt dieser harmlos an ihrer Seite hin und freute sich an Allem, was er sah. Inzwischen zog er wohl auch mit einigem Stolz sein beschriebnes Blatt hervor, betrachtete auf's Neue die

Buchstaben, zählte sie und frug, wie viele er noch zu lernen habe. Die kleine Zahl ermuthigte ihn und er freute sich schon auf's nächste Nachtquartier, um noch mehr davon zu lernen.

Nach vielen Wegstunden fühlten sie sich sehr ermüdet und freuten sich, als sie den kleinen Ort Bludenz erreichten, wo sie Mittagsrast halten wollten. Der Wirth war ein redseliger Mann mit einem offenen, freundlichen Gesichte. Er begrüßte die Pilger ehrerbietig, gleich Geistlichen und verwunderte sich, den Knaben in solcher Gesellschaft zu sehen. Als dieser müde auf der Bank rastete, rief er daher: „Und wohin geht's, Kleiner?"

Alsogleich leuchteten Heinrichs Augen, indem er rief: „Ich wallfahrte bis nach Rom." —

Da rief der Wirth lachend: „Hoho! warum nicht gar bis nach Jerusalem zum heiligen Grab! Siehst mir auch grad aus wie der Walther von Habenichts, von dem die Ritter erzählen. Deine zerrissenen Schuhe und Kleider taugen dazu! die brauchen doch mit Wind und Wetter nicht erst Bekanntschaft zu machen. Also nach Rom gehst? Hast vielleicht ein Gaisböcklein umgebracht und mußt deßwegen Buße thun?" —

Heinrich war in seinem heiligen Ernste der Pilgerfahrt durch des Wirthes Scherz ein wenig erzürnt und rief mit Lebhaftigkeit: „Ihr braucht mich nicht auszulachen! ich geh doch nach Rom mit meinem Gelübde. Der Meier von Kempten hat mich, Heinrich Findelkind, vom Tod errettet und erzogen. Nun ist er durch Bürgschaft verdorben und ich will in Rom beten, daß er nicht von Haus und Hof muß."

Heinrich hatte Thränen in seinen guten, blauen Augen; der Wirth sah ihn mitleidig und wohlgefällig an und auch Bruder Anselm hatte dem Gespräche mit Wehmuth zugehört; denn die Zuversicht des Knaben, ihre Wallfahrt zu theilen und sein dankbarer Zweck derselben bewegte sein Herz, während er die Unmöglichkeit immer deutlicher einsah.

Nun wurden die Speisen aufgetragen; der Hunger verscheuchte alle Ueberlegungen und ließ die Gespräche verstummen. Nach dem Essen erkundigte sich Bruder Anselm über den Weg

und das Nachtquartier, das sie zu wählen hatten. Der Wirth nannte ihnen das Oertchen Dalaas, welches sie in vier Stunden erreichen konnten. Als sie ihn nach dem Weg über den Arlberg frugen, sagte er: „O, jetzt, um diese Jahreszeit geht's noch, wenn's auch ein langer und böser Weg ist. Aber wenn die Nebel kommen und gar der Schnee, dann Gnad Einem Gott! der Arlberg hat schon Vielen das Wandern für immer gelegt! der ist fast wie ein Gottesacker und Viele liegen begraben vom Schnee, oder in den Schluchten." — Nach einer Pause fuhr er fort: „Aber wie soll der Kleine über den Berg kommen mit seinen zerrissenen Schuhen? die halten die spitzen Stein' und das Gerölle nicht aus!"

Heinrich hörte diese Worte mit Schrecken und sah die Blicke, welche der Wirth mit den Pilgern wechselte. Sogleich stand er auf seinen Füßen, sein Bündelein auf dem Rücken und als die Pilger sich weiter darüber besprachen, war er bereits aus der Thüre und eilte fort, fort auf dem Wege, bis er Bludenz hinter sich hatte. Als die Pilger ihm langsam folgten, hörten sie die reine, klare Kinderstimme zum blauen Himmel emporsteigen:

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnade 'gehren wir!
Nun helf uns Allen Gottes Kraft,
Verleih uns Pilgern Schutz und Macht.
Kyrieleison!"

Da stimmten die Pilger in den Sang des Knaben ein und noch nie hatte ihr Lied frommer und vertrauungsvoller, als in diesem Augenblick geklungen.

Als sie weiter schritten, begegneten ihnen einzelne Reiter, welche die Straße dahersprengten, als ob sie die Pilger überreiten wollten. Die beiden Männer wechselten besorgte Blicke und sprachen leise mit einander. Sie sahen nicht wie Leute aus, welche Furcht kannten, aber sie wollten bei ihrem Pilgergange jeden Streit vermeiden und auch unerkannt bleiben. Die einzelnen Reißigen ließen auf einen größern Zug schließen; die ganze Gegend war ohnedem an solche Reiterschaaren gewöhnt,

4 *

da sie den drei Zweigen der Grafen von Montfort gehörte, welche sowohl in Bludenz, Werdenberg, als auch Feldkirchen gastlich die Ritterschaft willkommen hießen.

Der Tag neigte sich dem Abende zu, als unsre Pilger den kleinen Ort Dalaas vor sich liegen sahen. Die Herberge befand sich am Anfange desselben und ein wilder Lärm tönte ihnen von dort entgegen. Sie gewahrten auch auf dem herbstlichen Rasen hingestreckte Gruppen von Reißigen, welche zechten, spielten, sangen und durch den Wein, so wie den Würfelbecher hochgeröthete Gesichter zeigten. Aus dem Hause selber drang nicht weniger toller Lärm, denn dort hatten sich die Ritter einquartiert. Die beiden Pilger mochten mit dem Treiben dieser wilden Gesellen vertraut sein; deßhalb blieben sie berathend stehen. In der Herberge selber war für sie keine Unterkunft zu suchen, und sie entschloßen sich, in einem weiten Umwege den Ort zu umgehen, damit sie in irgend einem Hause eine ärmliche, verborgene Unterkunft fänden. Als sie so eben ihren Vorsatz ausführen wollten, wurden sie von einem Reitersmanne entdeckt, sogleich rief er ihnen zu: „Herbei! herbei! Ihr schwarzen Gesellen von der Kanzel! Ihr sollt uns eine Predigt halten! eine lustige Predigt zum Zeitvertreib.“

Im selben Augenblicke war die Aufmerksamkeit des ganzen Trosses auf die Pilger gerichtet. Sie warfen die Würfel zur Seite und riefen im wilden Chore: „Ja eine Predigt, eine lustige zum Zeitvertreib.“ —

Bruder Anselm suchte die anstürmenden Gesellen mit sanften, ernsten Worten abzuweisen; aber sie hatten bereits für ihren Verstand zu lange gezecht und die weiter entfernt Stehenden riefen ungestüm: „Lauter! lauter! wir wollen die Predigt auch hören! Wir wollen Euch sehen! hinauf auf den Tisch; er soll die Kanzel sein!“ —

Ein lauter Jubel erfaßte den Troß und die eben gesprochenen Worte wurden einstimmig wiederholt. In Bruder Anselms Gesichte malte sich eine edle Entrüstung; seine dunklen Augen blitzten gebieterisch; er stand unbeweglich, wie eine granitne

Säule vor der wilden Rotte; als aber einer der Knechte seinen Arm ergriff, donnerte seine Stimme: „Zurück! feiler Knecht! berühre mich — und bei meinem Leben“ —

Aber er beendete den Satz nicht; plötzlich senkte er sein Auge auf das arme Pilgerkleid und das Feuer des Zornes wechselte mit der Demuth des Wallfahrers. Anders verhielt es sich mit seinem Begleiter. Kaum hatte der Reitersknecht Bruder Anselms Arm berührt, als Balthasar den Angreifer packte und denselben mit Kraft und Ungestüm zu Boden schleuderte. Keiner hatte sich dessen versehen, der Kreis erweiterte sich, eine augenblickliche Stille trat ein, aber es war die gährende Stille vor dem Zornesausbruche. Der Sturm brauste jedoch von anderer Seite rasch einher, denn der Anführer des Trosses hatte den Vorgang vom Fenster aus gewahrt und stand nun plötzlich in dem Kreise. Es war eine hohe Gestalt, an wilde Gewaltthat gewöhnt und aus dem, von Wein gerötheten Gesichte sah zugleich Entrüstung und Hohn, als er die Pilger erblickte. Das Erscheinen des Ritters schürte das Feuer unter dem Trosse, denn sie kannten ihren Herrn gut genug, um zu wissen, „daß der Tanz mit den Pfaffen nun erst angehen werde.“ — Ihre Zuversicht ward alsogleich erfüllt, denn der Ritter schrie: „Ihr wollt meinen Knechten nicht predigen, nun so predigt mir, dem Herrn!“

Bruder Anselm sah dem Ritter ernst und würdig in das Gesicht und entgegnete: „Steht ab von Eurem Uebermuthe und laßt uns des Weges ziehen zu frommer Pilgerfahrt. Das ist kein Gebahren für einen echten Ritter, der auf das Kreuz seines Schwertes geschworen hat, die Bedrängten zu beschützen.“

Bei diesen Worten brauste der Zorn des Ritters in wildem Sturme in seinem Herzen; aber er verbarg ihn unter der Maske des Hohnes, indem er rief: „Das ist keine Predigt nach meinem Sinne! laßt mich eine andre hören, und damit sie lustig wird, bringt den vollgefüllten Humpen, Ihr Knechte!“

Augenblicklich war sein Begehren erfüllt und der Ritter streckte den Arm aus mit dem Becher gegen Bruder Anselm. Aber plötzlich traf ihn ein starker Schlag auf die Hand, daß

der Humpen ihr entfiel und der Wein ihn bespritzte. Vor ihm aber stand Heinrich Findelkind mit noch erhobenem Stocke und die blauen Augen leuchteten und die Wangen des Knaben glühten vor Entrüstung. Der Ritter stand einen Augenblick sprachlos vor der Gruppe; dann rief er im Hohne: „Wahrlich, Ihr habt Euch einen tüchtigen Kämpen und Beschützer ausgesucht! Aber bei meinem Ritterwort, so wahr ich Graf Albrecht von Werdenberg bin, der Bursche soll mein Geisel sein, bis Ihr ihn auslöst in gutem Kampfe und er soll es inzwischen büßen bei meinem Schwerte. Und hier, Ritter Wolfegg, denn ich erkenne Euch nun trotz der Kutte, liegt zum Zeichen der Ausforderung mein Fehdehandschuh."

Indem der Ritter also that, ergriff er den zitternden Knaben, hob ihn über sein Haupt empor, sah ihm mit flammenden Blicken in's Gesicht und machte dann eine Bewegung, ihn fortzuschleudern. Aber so schnell, wie ein Gedanke, hatte Bruder Anselm den kleinen, armen Schützling ergriffen, hielt ihn mit beiden Armen an der Brust und zu gleicher Zeit erscholl aus seinem Munde der feierliche Ton des folgenden Liedes *):

Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben:
Wen suchen wir zum Helfer aus
Als Dich, o Herr der Stärke?
Wohl zürnest Du rechtlich um unsre Schuld
Und unsre Missewerke;
Doch haben auf Dich und Deine Huld
Die Väter gehofft und sind bestanden!
Heiliger Herre Gott!
Es haben zu Dir und Deiner Huld

*) Dieses Lied „Media vita" hat den als Dichter und Componisten ausgezeichneten Mönch Notker Balbulus von St. Gallen zum Verfasser, der es einst (um das Jahr 900.) am Martinstobel gedichtet und gesungen, als er den Bauleuten zuschaute, die mit Lebensgefahr über den grausenden Abgrund der Wildniß eine Brücke schlugen. Es blieb mehrere Jahrhunderte lang ein allgemeines Volkslied in Gefahren. —

Die Väter gerufen und wurden nicht zu Schanden.
Heiliger, starker Gott!
Verschmäh uns nicht, wenn die Kraft gebricht,
In der Zeit des Alters verlaß uns nicht!
Barmherzig sei in der letzten Noth
Und gib uns nicht in Nacht und Tod!
O Heiland, Herr und Gott! —

Beim ersten Tone dieses allbekannten Liedes, das die Gemüther erschütterte, wohin es drang, das in Zeiten schwerer Bedrängniß, unter den Schrecken des Todes, mitten im Meeressturme, als Kriegslied in Schlachten gesungen wurde: trat die ganze Rotte auseinander, Alle neigten das Haupt und die Pilger zogen mit dem Knaben singend durch ihre Reihen. Als sein letzter Ton verklang, hatten sie den Ort verlassen und wanderten wieder auf freiem, friedlichem Felde.

Bruder Anselm legte nun den zitternden Knaben auf den Rasen; aber Heinrich blickte ängstlich um sich und trieb sie zur Eile. Nun hatten sie den Arlberg dicht vor sich. Was sollten sie thun? Ihre eigne Kraft war zwar unerschöpft, aber der Knabe konnte den Berg nicht mehr übersteigen. In dieser Rathlosigkeit gewahrten sie einen Mann, der im Walde Holz sammelte. Bruder Balthasar ging auf denselben zu, sprach eine Weile mit ihm und brachte die Botschaft: daß sie nach zwei guten Wegstunden zu einer Hochebene des Arlberges gelangen und seitwärts eine Meierei finden würden. Sie gehöre dem Jacklein über Rain und das sei ein guter Mann, der gern Herberge verleihe.

Bruder Anselm sah auf den jungen Begleiter und las in dessen Augen, daß der ausgestandene Schrecken das kleine Herz immer noch mit Furcht gefesselt hielt und die Scheu ihn vorwärts treibe, obwohl seine Füße vor Müdigkeit wankten. Sie zogen also weiter; Heinrich hielt sich an Bruder Anselms Hand, ohne sie einen Augenblick loszulassen und als tiefe Stille herrschte, sprachen des Knaben Lippen ganz leise das Echo seiner Seele aus:

„Mitten im Leben,
Sind wir vom Tod umgeben“ —

und blickte dabei mit dem tiefsten Ausdrucke innerlicher Erschütterung in Bruder Anselms freundliches Gesicht. Wieder stimmten die beiden Männer das feierliche Lied an und Heinrichs ganze, offne Seele nahm es auf. Unter diesem Gesange entwich allmählig das finstre, drohende Gesicht des Ritters, wie er ihn emporgehalten hatte, und das Gefühl des göttlichen Schutzes, der in seinem kurzen Leben ihm schon öfters so augenscheinlich zu Theil geworden war, kam über ihn mit süßer Beruhigung. So stiegen sie betend und Gott lobpreisend, theils in Worten, theils in Gedanken, langsam weiter, immer höher auf steinigem Gerölle, zwischen dunklen Tannen, wo bereits das Licht des Tages erloschen war. Bisweilen standen sie unsicher, welcher Spur des Weges sie folgen sollten und mußten auch wieder zurück, um den rechten Weg zu suchen. Die beiden Stunden hatten sich bereits verdoppelt, die Nacht war völlig eingebrochen, Heinrich wankte bei jedem Schritte und zitterte vor Müdigkeit und Frost. Aber sobald Bruder Anselm begann:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben“ —

— raffte sich der Knabe zusammen und ihm war's, als jage ihn der wilde Reitertroß, um ihn zum Gefangenen zu machen. Sie glaubten sich gänzlich verirrt, als sie dieses Lied wieder auf's Neue anstimmten, in dessen feierliche Töne sich nun ein Hundegebell mischte. Da schwiegen ihre Lippen und die Herzen klopften freudig:

„Du gibst uns nicht in Nacht und Tod,
O Heiland, Herr und Gott!“ —

Das Hundegebell kam näher und näher, dann ließ sich ein funkelndes Licht erblicken, dieses drang durch den Wald und vor ihnen stand ein großer, kräftiger Mann, theils in der Tracht des Landmannes und des Reißigen. Trotz der Narbe in dem wettergebräunten, bärtigen Gesichte, sah dasselbe doch recht freundlich auf die verirrten Wanderer und lud sie ein, ihm zu folgen. Bald gelangten sie auf eine schöne Hochebene, auf welcher die Meierei des Jacklein über Rain in tiefer Stille und Einsamkeit lag.

Unter der geöffneten Hausthüre stand sein Weib, frisch und freundlich, nach echtem Gebirgsschlage, und hieß die Pilger mit ausgestreckter Hand willkommen. Als sie den Knaben erblickte, schlug sie jedoch die beiden Hände zusammen und rief: „O mein lieber Herr Jesus Christ! wie kommt der arme Bub' zu solcher Wanderschaft und noch jetzt, wo's auf den Winter geht! Komm, komm, setz Dich und wärm Dich am Ofen und Du Jacklein schür nach, derweil ich die Abendsupp koche." —

Geschäftig eilte sie nun von dannen; die Männer setzten sich um den Tisch, Heinrich aber war so müde, daß er auf der Ofenbank am wärmenden Feuer alsogleich einschlief. Mitleidig ruhten die Blicke der drei Männer auf dem Kinde und Jacklein sagte: „Mit Vergunst, edler Ritter, denn das seid Ihr trotz dem Pilgerkleid! bin selbst ein alter Reitersmann und meine Augen haben noch nicht verlernt, den Platz zu kennen, wo der Harnisch zu sitzen pflegt; also nochmal mit Vergunst, edler Ritter, wo zieht Ihr hin und was soll's mit dem Buben?" —

Bruder Anselm sagte nun, daß sie für jetzt wenigstens keine Ritter, sondern arme Pilger auf einer Wallfahrt nach Rom seien und erzählte ausführlich, wie sie zu dem Knaben gekommen waren, was sie über seine ersten Lebensschicksale erfahren hatten und schilderte das treuherzige, frische, muthige Wesen des armen Findelkindes, das so heimathlos in der weiten fremden Welt umherirre. Da rief Jacklein mit Rührung: „Wißt Ihr was? Laßt den Knaben bei mir! Ich will ihn groß ziehen und Gott soll mich strafen, wenn ich nicht wie ein Vater an ihm thu!"

Die beiden Männer sahen sich fragend an und Bruder Balthasar sagte: „Er hat weder gute Schuhe noch Kleider." Bruder Anselm nickte ganz traurig mit dem Haupte und entgegnete: „Ja, er wird unterliegen auf dem weiten Wege und wir müßten ihn schutzlos zurücklassen. Es geht mir ganz zu Herzen, von dem Kinde zu scheiden; aber es muß sein! Jacklein, Ihr werdet ihn gut halten?"

Dieser legte seine kräftige Hand zum Gelöbniß in die Rechte des Pilgers und Bruder Anselm sagte dann: „Wir wollen mor-

gen dem Knaben die Sache vorstellen und ihn fragen; er mag selbst entscheiden. Mir ist's nicht anders, als ob er von Gott mir anvertraut sei; aber vielleicht war ich nur das Mittel, ihn zu Euch zu führen."

Die Hausfrau hatte inzwischen die Speisen aufgetragen und Jacklein weckte den müden Schläfer, der anfänglich nur mit halbem Bewußtsein zum Tische hinkte. Aber nun machte sich der Hunger geltend und er griff so wacker zu, daß Jacklein seine Freude daran hatte. Bald nach dem Essen suchten die Pilger ihr angewiesenes Lager und heute umgaukelte den müden Heinrich kein Traumbild trotz der erlebten Gefahren. Er schlief fest und tief und erwachte nicht eher, als bis Jacklein ihn weckte. Mit Schrecken und Bestürzung sah er die Pilger bereits reisefertig vor ihm stehen. Er sprang auf, sank aber vor Schmerz auf sein Lager zurück. Seine, von den zerrissenen Schuhen nur dürftig geschützten Füße, waren von dem langen, steinichten Wege wund gerissen und voller Blasen. Jacklein warf den Pilgern einen Blick des Einverständnisses zu und sagte zu Heinrich: „Kleiner, Du kommst nicht weiter; da hilft nichts. Bleib nur bei mir; Du sollst meine Schafe hüten und mein kleiner Dienstmann sein."

Heinrich schaute erschrocken auf Jacklein und von diesem auf Bruder Anselm. Als er in dessen Augen einen so wehmüthigen Abschiedsblick entdeckte, stammelte er mit Bestürzung: „Herr, ich soll nicht mit Euch gehen?"

Bruder Anselm neigte sich zu ihm und entgegnete: „Armer Knabe, wie weit würdest Du kommen mit Deinen müden, verwundeten Füßen, ohne gute Schuhe und schützende Kleider! O Heinrich, erkenne in Jackleins Anerbieten Gottes sorgende Barmherzigkeit, welche nun dreimal in Deinem jungen Leben Dir rechtzeitig zu Hilfe kam. Jacklein will Dir ein so guter, väterlicher Herr sein, wie es der Meier von Kempten gewesen ist. Bleib bei ihm und diene ihm treu und willig!"

Des Knaben Herz wogte vom Schmerz des Abschiedes

und er sagte mit weinerlicher Stimme: „Und ich darf nicht in Rom mein Gelübde erfüllen?“

„Ich will statt Deiner Gottes Segen herabflehen über Deinen Wohlthäter; Du bist zu einem Wallfahrer noch zu klein. Deine erste Pflicht ist die Arbeit, mit welcher Du immer das Gebet verbinden kannst.“

„Und ich darf den schönen, blauen Himmel, die fremden Wälder mit den goldnen Früchten, das große Meer und die Stadt und die weite Welt nicht sehen?“

„Heinrich! der blaue Himmel ist überall ausgespannt; ob die Welt weit oder eng sei, überall ist sie ein Wunder des allmächtigen Gottes!“

„Und ich darf die schönen Geschichten in dem farbigen Buche nicht lesen lernen?“

„O Kind! die herrlichsten Geschichten von Gott selber stehen in dem großen, farbigen Buche der Natur. Es ist immer vor Deinem Blick aufgeschlagen; dahinein schaue mit dem rechten, gläubigen, forschenden Auge!“

„Und ich soll mich von Euch trennen?“ rief nun Heinrich, indem er in ein lautes Schluchzen ausbrach.

Bruder Anselm kniete neben dem weinenden Knaben nieder; er bezeichnete dessen Stirne mit dem heiligen Kreuze, dann betete er leise und dann legte er segnend seine Hand auf des Kindes Augen, indem er sagte: „Sei wacker und stark, mein Kind; und nun gib uns die Hand zum Abschied: „In Gottes Namen fahren wir!“

„Wann werde ich Euch wieder sehen, Herr?“ sprach Heinrich mit halb erstickter Stimme.

„Wann Gott es will! seine Wege sind wunderbar.“

Nun nahm Heinrich auch von Bruder Balthasar traurigen Abschied und dankte ihnen mit der ganzen Fluth seiner Augen; dann schritten die Pilger, von Jacklein begleitet, rasch von dannen. Heinrich aber, der sich mühsam aufgerichtet hatte, sank auf sein Lager zurück und schluchzte bitterlich. Wieder eine Trennung! und das junge Herz hatte sich an den liebevollen

Beschützer so innig geschlossen. Wer kennt nicht die Macht des Geistes, wenn er, gleich dem Aether vom Sonnenschein, durchwärmt ist von Menschenliebe! Wer kennt sie nicht, jene wunderbare Macht, welche die Herzen gewinnt und fesselt, Fremdes vereint, wenigen Stunden die Länge von Monaten verleiht in ihrer Wirksamkeit, und wer kennt dich nicht, gutes edles Wort, das in die offne Seele fällt und dann durch das ganze Leben fortkreiset, hinüber auf tausend andere Leben, immer Gutes wirkend. Weine nur, Knabe, solche Thränenfluth ist ein dankender Quell, der dein eignes wackres Herz zu einer Frühlingsau macht, aus der die Blumen der Menschenliebe sprießen.

Achtes Kapitel.

Wie Heinrich auf dem Arlberge sich eingewöhnt.

Immer noch hatte Heinrich sein von Thränen benetztes Gesicht auf dem Lager verborgen, als er sich an seinem Fuße berührt fühlte. Sogleich blickte er auf und gewahrte Mutter Jacklein daneben knieen, die wunden Stellen mit einer Salbe bestreichend. Er fühlte augenblicklich eine lindernde Wirkung und zwar an seinem traurigen Herzen, denn die Sorgfalt in der Fremde ist der Liebeshauch, welcher uns mit lindem Heimathsgefühle anweht. Heinrich ließ sich von Mutter Martha, so hieß die Meierin, zum Morgenimbiß führen, wozu auch Jacklein bald kam und die letzten, aufmunternden Grüße der Pilger brachte.

Heinrichs neue Heimath war ein verborgener Erdenwinkel. Das feste Gebäude glich seinem Besitzer; es erschien wie ein abgetrenntes Theil einer Burg; die Felsenwände ringsum stiegen wie Mauern und Zinnen, wie Schießscharten und Wälle empor. Da gab es statt der Burgverließe schaurig tiefe und kalte Schluchten, aus welchen kein Entrinnen war. Da gab es hingegen auch Felsenthürme, von wo man weit in's Land hineinsehen konnte. Da gab es auf der Hochplatte, wo die Meierei lag,

einen Garten voller Alpenkräuter, farbig und duftig, bunt und reich; aber drin wandelten keine zarten Ritterfräulein, sondern die Heerde weidete dort mit hellem Glockenspiele. Jacklein herrschte in seinem Besitze wie ein echter Freisasse und konnte in seinem ganzen Aussehen und Gebahren den ehemaligen ritterlichen Dienstmann nicht verläugnen. Er war in seinem frühern Leben in der Weite herumgekommen, hatte viel erlebt und erfahren und konnte also guten Rath geben, was ihm in der Nachbarschaft Ansehen und Zutrauen verschaffte, besonders da er stets frohen Muthes und heitern Sinnes war.

Jacklein sah mit freundlichem Blicke auf den heimathlosen Knaben, der schweigend und mit Thränen kämpfend die Suppe aß; dann nahm er ihn bei der Hand und sagte: „Komm, wir wollen in den Stall und draußen Bekanntschaft machen mit Deiner Heerde.“

Jacklein hatte das Rechte getroffen. Als Heinrich wieder das wohlbekannte Gebrüll, Gewieher und Gemecker hörte, war's ihm nicht anders, als wie ein Gruß von daheim. Aber wie schön und doch wieder anders war's hier! so prächtige Kühlein, so stattliche, fette Ochsen und auch ein paar Pferde, fast so schön wie die Streitrosse der Ritter, stampften den Boden. Zutraulich ging er zu jedem Thiere, streichelte den glatten Rücken, sah den Kühen in ihre verschlafenen Augen und jubelte voll Bewunderung. Jacklein stand vergnügt daneben, als Heinrich sich zu ihm wandte und plötzlich sagte: „Wie heißen sie alle?“

Nun wies der Meier lachend auf die verschiedenen Thierarten und entgegnete: „Das ist ein Pferd, das eine Kuh, das ein Ochs.“ —

Aber Heinrich fiel ihm sogleich kopfschüttelnd in's Wort: „So mein' ich's nicht, Meister. Ich mein, wie heißt Jedes mit seinem eignen Namen?“

„Nun, nun Kleiner,“ — sagte Jacklein, — „wenn auch die Thiere einem ordentlichen Christenmenschen gehören, getauft hab' ich sie nicht!“

„Aber wie soll mir dann Jedes auf den Ruf folgen, Meister?“

„Nun, so gib ihnen einen Namen!“ sagte lachend der Meier.

Das machte nun unserm Heinrich große Freude. Mit seinem klugen Köpflein und beobachtenden Auge hatte er bald einige Eigenheiten der Thiere entdeckt und einen Namen gefunden. Jacklein aber lachte stets gutmüthig dazu. Dies kam freilich nicht an Einem Tage zu Stande, sondern Heinrich kam so nach und nach zu den rechten, taugsamen Namen und hatte endlich ein ganzes Register beisammen. Da gab es unter den Kühen ein Breitmaul, eine Scheck, eine Blaß, eine Annaliese und eine Bärbel, eine Trutschel und eine Mutschel; da gab es unter den Ochsen einen Bummler und einen Brummler, einen Boxer und einen Brüller; da gab es unter den Gaisen einen Schlecker und einen Necker; ein Springfüßlein und eine Grethel; da gab es unter den Gaisböcken einen Hansel, einen Jackel, einen Langbart, ein Spitzmaul, einen Zornnickel, — kurz es gab ein langes Register von Namen. Aber die Annaliese, eine schöne braun und weiß gefleckte Kuh, mit so zartem Felle wie weicher Sammt, war Heinrichs Liebling und drum hatte sie auch just diesen Namen erhalten.

Unter diesen Beschäftigungen gewöhnte sich Heinrich sehr rasch bei Jacklein ein und seine Reise erschien ihm wie ein Traum; er hätte an die Wirklichkeit derselben kaum glauben können, wenn nicht die beiden, ernsten Gestalten der Pilger so leibhaftig vor seinem Geist gestanden wären und die Sehnsucht nach ihnen sein dankbares, warmes Gemüth bewegt hätte. Als er nun wieder in der gewohnten Umgebung war, fiel es wie ein Vorwurf in seine Seele, daß er auf der Reise beinahe den Vater, die Mutter, Alle miteinand, selbst den Jakob vergessen hatte und die Vergangenheit verband sich nun mit der Gegenwart so wunderbar, daß er oft daheim zu sein wähnte und ganz ungeheißen die gewohnten Geschäfte verrichtete. Jacklein hatte seine helle Freude darüber und gewann den kleinen Dienstmann sehr lieb.

Als Heinrichs Füße wieder ganz heil waren, forderte Jacklein ihn auf, mitzugehen. Er führte denselben in das nahe Dorf Stuben und bestellte dort beim Schneider zwei vollstän-

dige Anzüge, den einen für täglich, den andern für die Sonntage. In dem letztern sah er wie ein kleiner Dienstmann aus; das Lederwamms mit dem Gürtel und die Pumphose stand ihm vortrefflich. Als er ihn am nächsten Sonntage zum ersten Mal trug und Jacklein sich zum Kirchengang nach Dalaas anschickte, gab dieser dem Knaben sein großes Schwert in den Arm und hieß ihn mit demselben hinterdrein schreiten. Wie da des Knaben Augen glänzten! Er fühlte sich mit dem Schwerte im Arme so keck, daß er nicht einmal fürchtete, dem bösen Grafen von Werdenberg zu begegnen, dessen finstre Blicke er nicht vergessen konnte.

So lange die Herbstsonne noch golden herniederleuchtete, nahm Jacklein den Knaben stets zu seinen Bergwanderungen mit, um ihn mit der neuen Heimath bekannt zu machen. Er gab ihm den eisenbeschlagnen, mit einer Spitze versehenen Stock in die Hand, lehrte ihn den Fuß sicher auf das Gestein setzen, sich emporschwingen, sich anhalten an den schlanken Tannen, schwindellos an einer Felsenkante vorübergehen und hoch oben in die Welt hinausjauchzen mit vollem Brusttone. Als sie zum ersten Male hoch oben standen und hinausblickten, frug Heinrich sogleich: „Wo ist der Weg, den die Pilger gehen?“

Jacklein zeigte ihm die Straße und die ganze Richtung ihrer Pilgerfahrt und wieder zogen des Knaben Gedanken sehnsuchtsvoll mit ihnen. Auf einer andern Seite zeigte Jacklein auch über die Gegend hin, welche Heinrich durchwandert war und er dachte sich ein fernes Pünktlein, wo seine Kinderheimath liegen mußte, und o, wie schlug da das kleine Herz nach Vater und Mutter und den lieben Gespielen! —

Ja, auf den Bergen, das war ein schönes, neues Leben für den frischen Knaben. Wenn das Echo seine Stimme und sein helles Lachen wiedergab, war's ihm, als ob Jakob sich irgendwo versteckt habe und ihn necke. Da gab es so viel Neues zu sehen, so viele fremde Thiere, welche vorbeihuschten, krochen, sprangen, hüpften und flatterten; so mancher unbekannte Ton, manches seltsame Gekreische drang in sein Ohr, daß er mit

Fragen gar nicht fertig wurde, und Jacklein ihn auf den Frühling vertröstete, wo er Alles viel besser erkennen werde. Wenn sie dann Abends mit dem Gesinde bei der Suppe saßen, ging's an ein so lustig Geplauder, daß Mutter Martha oft auf halbem Wege stehen blieb und ihre Eile und Arbeit vergaß, um dem Knaben zuzuhören. Bald war Heinrich der allgemeine Liebling geworden und weil er so erfahren für sein Alter und so anstellig war, behandelten ihn die Knechte wie ihresgleichen und hatten ordentlich Respekt vor dem kleinen Burschen.

Die fröhlichen Bergwanderungen dauerten nur leider nicht lange. Es kam zuerst ein dichter bleierner Nebel, welcher Alles einhüllte, daß man keine Bergspitze mehr sehen konnte. Wenn einmal die Sonne durchdrang, war ihr Schein fahl und kalt und alles ringsum verändert und abgestorben. Wenn der Nebel sich lagerte, glich die Hochplatte einem Eilande mitten im tiefen, grauen Wasser, aus dem die Felsenzacken geisterhaft emporragten.

Einsmal über Nacht kam der rauhe Winter mit aller Gewalt. Die Schneeflocken rasten gegen einander, als ob sie im Kampfe lägen; der Sturm heulte gegen die Felswände gleich hungrigen Wölfen und die Bäume krachten von seiner Wuth gebrochen.

Nun verbot Jacklein dem Knaben, das Haus zu verlassen, damit er nicht Schaden leide auf dem gefährlichen Boden voller Abgründe. Heinrich hatte aber in Hof und Stall genug zu thun und Mutter Martha benützte ihn als kleine Magd, wobei er mit emsiger Geschäftigkeit hin und her lief. Sein fröhliches Kindergesicht war die lachende Sonne in der ganzen Meierei, die selbst am Abende nicht unterging, denn da versammelten sich alle Insassen in der großen Stube und Heinrichs Fragen brachte Jacklein zum Plaudern über sein früheres, bewegtes Leben als ritterlicher Dienstmann. Der Knabe war ein Zuhörer, wie ein Erzähler sich nur einen wünschen kann. Er horchte mit all seinen Sinnen und bekam niemals genug. Diese Erzählungen ritterlicher Heldenthaten, von denen Jacklein oft Zeuge gewesen war, schloßen sich in seinem jungen Geiste an die Legenden der

frommen Pilger. Sie hatten ihm auch vom heiligen Ritter Georg, der den Lindwurm tödtete, berichtet und der Knabe gab hinwieder seine frommen Geschichten zum Besten, wobei Mutter Martha andächtig die Hände faltete.

Sie hatten nebst dem Gesinde noch einen eifrigen Zuhörer. Dies war Neger, ein großer, schwarzer, langhaariger Hund, der vor seinem Herrn lag oder saß, auf alle vier Beine gestreckt, den Kopf erhoben, oder aufrecht, indem er sich plötzlich in die Höhe richtete, als käme es nun recht schön, und als gälte es zum Kampf zu eilen. Bisweilen aber spitzte er die Ohren und dann hielt Jacklein mitten in der Rede inne, um gleichfalls zu horchen und zeigte sich der Hund unruhig, dann ging nicht selten Jacklein zur Thüre, oder noch weiter, mit einem Spieße bewaffnet. Manch verirrter Wanderer kam mit ihm zurück, wurde gewärmt und gespeist und von Jacklein und Neger auf die rechte Bahn gewiesen. Bei solchen Gelegenheiten dachte Heinrich stets an seine eigne Lebensgeschichte, wie er unter rauhem Winde unter dem alten Eichbaum gelegen war und sein mitleidiges Herz that dem halberfrornen Gaste alles zu liebe.

Aber noch etwas Anderes füllte des Knaben freie Zeit an den langen Winterabenden. Er hatte seine Papierstreifen weder vergessen noch verloren, sondern sie unzählige Male betrachtet und die einzelnen Zeichen so fest seinem guten Gedächtnisse eingeprägt, daß er sie mit dem Finger in die Luft schreiben, auf Steine und Holz kritzeln und mit Kohle malen konnte. Dann versetzte er sie wieder und wenn so ein bekannter Name eines seiner Lieblingsthiere entstand, jubelte er laut auf. Nun suchte er alles, was er sah, in diesen wenigen Buchstaben zusammenzusetzen; aber da fehlte oft gerade der erste oder hauptsächlichste und er kratzte, wie Vater Jörg gethan, verlegen hinter den Ohren. Er kam in seiner Noth zu Jacklein, der aber schüttelte den Kopf, nannte es „kribiskrabis“ — und „Spinnenfüße“, auf die er sich nicht verstehe, das gehe nur den Pfarrherrn an, er hätte was Besseres zu thun. Wenn es sich dann hie und da so glücklich fügte, daß ein Wanderer den fehlenden Buchstaben ergänzen

konnte, dann hatte Heinrich wieder für viele Tage ein herrliches Spielzeug, das ihn beschäftigte.

So verstrich der erste Winter auf dem Arlberge und Heinrich wuchs kräftig heran, er war kein Fremdling mehr, sondern im Hause von Jacklein und Martha fast wie ein eignes Kind geliebt und oft dachte der Knabe: „Wie doch der liebe Gott gar so gut mit mir ist und mich gerade hieher geführt hat!“ —

Neuntes Kapitel.

Heinrichs erste Almfahrt.

Und es ward wieder Frühling. Die milden, weichen Lüfte drangen auch auf die Hochplatte des Arlbergs, wo Heinrichs neue Heimath stand. Der Schnee schmolz; kleine Halmspitzen stiegen sogleich darunter hervor, wie lachende Kinder aus dem Bette, wenn die Mutter die Decke wegzieht. Sie wurden größer und schlanker; weiße Blumensternchen und Glöcklein mischten sich darein und spreizten die Blätter aus. Dann aber kamen mitten in den Sonnenschein die Bergwasser in hunderten von Wasserfällen an den Felsrinnen herunter, als ob sie die Herrn der Erde wären und mit dem grünen Rasen um die Herrschaft kämpfen wollten. Als Heinrich dieses nie zuvor gesehene Schauspiel der Natur sah, that ihm das Herz weh in Mitleid um die zarten Frühlingssprossen. Aber die Wasser verliefen und versiegten, da ging die Herrlichkeit erst recht an; die Sonne kam wie ein echter Frühlingsengel daher und küßte die Halme; die Blümlein sprangen hervor, in tausend Arten und bunten Kleidern, leuchtend wie helles Gold und würzig duftend. Ja die Himmelsschlüsselein hatten die Erde aufgethan und nun wimmelte und bimmelte es lustig durcheinander.

Nun begann Jacklein mit Heinrich ihre gemeinschaftlichen Wanderungen auf's Neue. Er zeigte dem Knaben stufenweise die Weideplätze, zuerst abwärts zum Frühling und dann mit

ihm weiter und weiter hinauf. Er wies ihm die gefährlichen Stellen, vor welchen er die Heerde zu schützen hatte und als Heinrich sich nun genügend in seiner neuen Lebenswelt auskannte, klopfte ihm Jacklein eines Abends auf die Schulter und sagte: „Morgen, Heinrich, geht's auf die erste Almfahrt. Füll Dein Ränzlein, weil Du selber kein Grasfresser bist, und mach Deine Sache wohl.“ —

Das war ein gutes Wort für den Hirtenknaben! Fröhlich zog er am andern Morgen mit seiner großen Heerde aus und sein jodelnder Gesang vermengte sich mit den bimmelnden Glöcklein und dem Schreien der Thiere, welche das gute Alpenfutter begrüßten.

Kaum hatten die Kühe ihren Stall verlassen, so machten sie ihre linkischen Sprünge ganz närrisch nach allen Richtungen im Gefühle der wiedergewonnenen Freiheit, wendeten sie oft plötzlich, gabelten gesenkten Kopfes die Hörner in einander und zeigten ihr Vergnügen mit lautem Brüllen an. Aber bald senkten sich wieder die Köpfe, der Jubel war schnell vorüber und sie begannen das Gras auf dem Wege raschelnd abzufressen, bis Heinrich sie mit knallender Peitsche vorwärts trieb. Die Gaislein gaben ihm schon ein schwerer' Stück Arbeit. Ihr Muthwille wollte gar nicht enden; immer ging's von Neuem an ein Boxen und ein Springen, bald voran, bald daneben, bald an einem steilen Berge hinauf und niemals beisammen. Gleich übermüthigen Knaben mußten sie auf jeden vorspringenden Stein klettern und dann klang ihr Mäckern wie ein Spottgelächter herunter. Ihr Unabhängigkeitssinn kümmerte sich wenig um den rufenden Heinrich und es war, als ob sie seine Stimme gar nicht hörten. Da ging es mit den Schafen schon leichter, freilich auch langweiliger. Die steckten ihre Köpfe immer blöckend zusammen und troddelten langsam weiter auf dem Wege, nichts sehend, nichts beobachtend, nichts hörend, während die neugierigen Kühe oftmals stehen blieben und lange in Erstaunen auf einen Gegenstand hin blickten. Der wachsame Neger stand unserm kleinen Hirten wacker bei und so gelangten sie endlich

auf den ersten, umfriedeten Weideplatz, den die Kühe augenblicklich wieder zu erkennen schienen, voller Freude den Schwanz hoben, sich zusammengesellten je nach ihrer Vorliebe für einander, sich freundschaftlich ableckten und dann zu grasen begannen.

Jetzt hatte Heinrich schon mehr Ruhe und konnte sich an der schönen Gebirgswelt erfreuen. Er streckte sich in's Gras, sah zum blauen Himmel empor, wie ehemals daheim und dachte an Jakob und Alle, wo sie wohl sein möchten und ob sie ihn nicht vergessen hätten? Aber bald wurden seine Gedanken abgelenkt. War das ein Singen und Schmettern in allen Tonarten, hoch und nieder, im Gras und auf den Bäumen! Da sang die Drossel ihr reizendes Lied; der Fink probirte von Neuem den verlernten Sang, hielt inne, begann wieder, bis er endlich den rechten Triller schmetternd und doch so melodisch herausjubelte. Dort drüben gab ein Vogel sein Zeichen; ein anderer hat ihn gehört; er hält inne, lauscht; richtig, jetzt schallt die Antwort herüber. Nun geht's an ein singendes Plaudern.

„Was sie sich nur alles erzählen? gewiß von ihren weiten Reisen und Erlebnissen! Könnt ich's nur verstehen!“

So dachte Heinrich und lauschte, bis der schallende Chor den einzelnen Sang verschlang.

Schau, was gibt's da Lustiges zu sehen! Wie das Spechtlein den Baum hinaufläuft, mit dem Schnabel daran pocht, als wollte er Einlaß begehren, endlich stille hält, den steifen Schwanz kräftig anstämmt, drauf los hämmert, daß man glauben könnte, ein Zimmermann sei in der Nähe, und endlich mit dem Fange einer Made das Köpflein streckt und sein wohlverdientes Mahl hält. Da und dort kommen noch buntere Gesellen mit rothen Köpfen, mit grünem, gelbem und purpurnem Gefieder. Nun entsteht gar ein Streit; ein kleiner Zänker, das Rothkehlchen, ist dazugekommen; dort auf dem Baume spottet sie ein anderer aus und macht ihre Töne nach; endlich löst sich wieder, gleich streitenden Kindern, Alles zu einer singenden, jubelnden Harmonie.

Guck, guck! — was krabelt hier im Grase! Wie glänzendes Metall schimmert es von dem Rücken und den Flügeldecken der Käferlein; die Sonne glitzert darauf und spielt in allen Farben. Wie sie gleich Seiltänzern auf den schlanken Halmen balanciren, sich wiegen, sich drehen nach Unten und Oben und nie herabfallen! — Halt, Mäuschen — laß dich fangen an deinem dünnen langen Schweife! Husch! — es ist vorüber; aber da ist ein Eidächslein mit seinen hellen Augen. Bleib ein wenig bei mir; ich thu dir ja nichts, kleiner Schelm, möcht dich nur genauer ansehen. Fort ist's!

Bst! was gibt's da Oben im Baume? Kenn dich schon, Eichhörnchen; wart nur, ich fang dich doch, trotz deiner Sprünge!

Und Heinrich klettert ihm nach, als ob er selber eines wäre. Nun ist er ihm ganz nahe, er darf nur die Hand ausstrecken. Fort ist's! — weit weg, stellt den Schweif, macht ein artiges Männchen und die braunen, runden Aeuglein des Thieres schauen schalkhaft in die blauen des lustigen Knaben, der vom Baume herabrutscht, und wieder nach seiner Heerde sieht, Verlesen hält, wie der Soldat in der Kaserne, worauf die Kuh das Auge nach ihm wendet, wohl auch herbeiläuft, den Hals streckt, um sich liebkosen zu lassen und ihr langgezogenes Muh — schreit.

Gibt's schon wieder was Neues? — Ein flinkes Häslein jagt über die Wiese, Neger ihm nach, aber nur zum Spasse. Jetzt fliegt es mehr als es springt bergauf, hat den Aufenthalt eines andern Häsleins erreicht, jagt es aus dem warmen Verstecke, birgt sich selbst darin und lacht den Kameraden mit dem klopfenden Herzen wohl aus, weil er nun für ihn gehalten und verfolgt wird. Nun setzt sich der pfiffige Schelm auf die Hinterbeine, spitzt die Ohren und lauscht. Heinrich aber betrachtet Alles in seinem stillen Verstecke und ist seelenvergnügt auf der lustigen Almfahrt. O, wenn nur Jakob auch dabei wäre!

An jedem Abende treibt Heinrich seine Heerde in den nahen Stall, und die Gaislein machen ihm wieder zu schaffen,

besonders sein Hansel und sein Jackel, das sind die losesten Böcklein, voller Neugier; die müssen Alles sehen und sind kaum heimwärts zu bringen. Aus bloßem Kraftgefühl rennen und stoßen sie auch wieder ihre steinharten Köpfe an einander, steigen auf die Hinterfüße, so hoch sie können und fahren mit dem Kopf in den Gegner ein im lustigen „tütschen.“ Heinrich möchte am liebsten selbst mit tütschen, aber er knallt mit der Peitsche drauf, daß es weiter geht. Nun thun sie wie gehorsame Kinder; plötzlich fällt ihnen das Gegentheil ein, sie nehmen Reißaus und Heinrich klettert ihnen nach, flink wie sie selber, hoch, hoch hinauf und treibt sie endlich zur Heerde.

Daheim angekommen, gibt's viel zu erzählen, und Jacklein schüttelt vergnügt das Haupt, indem er denkt: „Der Bub ist ein Tausend-Sapperlott', was der nicht Alles sieht, was ich meiner Lebtag, so lang ich auch in den Bergen bin, nicht bemerkt hab.“ — Aber er gewann ihn von Tag zu Tag lieber.

Eines Nachmittags lag Heinrich wieder im Grase und blickte, auf seinen Arm gestützt, zur Seite. Da traf sein Auge ganz in der Nähe ein sitzendes Vögelein mit hochaufgepusteten Federn. Sogleich schlich er ganz sachte hinzu, dasselbe hatte ihn gesehen, ohne fortzufliegen. Die Aeuglein sahen ihn traurig und ganz unverwandt an; es regte sich nicht von der Stelle, als ob es von Stein wäre, nicht einmal die Flügelein hob es. Der Blick war für den Knaben fast erschreckend, gar, gar so traurig! Langsam streckte er seine fünf Finger aus, höhlte die Hand, deckte sie über das Thier und hielt es nun in derselben. Es regte sich nicht, obwohl das Herzlein pochte. Nun untersuchte er es. O weh, sein Flügel war gebrochen! ein ausgewachsener Nestling, der noch nicht flügge war, entweder aus dem Neste fiel oder seinen ersten Flug versuchen wollte. Heinrich legte das Thier an seine warme, rothe Wange, streichelte die Federn nieder und sagte: „Armer Findling! fürchte dich nicht vor mir. Ich, Heinrich Findelkind, bin ja wie du aus dem Nest gefallen, und ich will dich pflegen, wie mich die Meierin von Kempten behütet hat.“ —

Den ganzen übrigen Nachmittag pflegte er nun den Vogel, umband mit weichem Moose und einem zarten Grase das Flügelein, und als er die Heerde nach Hause trieb, bettete er's sachte auf Gras, das er in seine Tasche schob. Er zeigte seinen Findling Allen im Hause und wußte ihr Erbarmen zu gewinnen. Dann machte er ihm ein weiches Lager, that es in einen Korb, den er auf das Fenstersims im Stalle stellte und Stephen, der Knecht, versprach in seiner Abwesenheit Hans Findling, wie er den Vogel nannte, zu füttern. Nun war sein erster und letzter Gang des Tages zu dem Lieblinge, und so oft er kam, sahen die Aeuglein frischer aus, der Schnabel regte sich und pfiff ihm entgegen. Als er eines Morgens in den Stall trat, saß der Vogel nicht mehr im Korbe, sondern auf Annaliesens Rücken und flatterte hinüber zu der Blaß und war ganz daheim unter den Thieren. Aber sein Flug war doch noch nicht kräftig genug, er mußte sich schon gedulden. Endlich aber nahm Heinrich das Vöglein in seiner Tasche mit hinaus und ließ es an dem Orte, wo er's fand, fliegen. Da flog's wie gewöhnlich von einer Kuh zur andern, bis es endlich zum Baume emporflatterte. Noch viele Tage kam es traulich zu Heinrich und der Heerde, bis endlich sein Freiheitssinn es weit, weit hinweg führte. Und der Knabe dachte: „Gerade so ist's mit mir auch! was sie nun wohl daheim treiben? Ob sie alle gesund sind und noch an mich denken?“

Nun aber war die niedere Maienalp abgeweidet und die Kühe merkten es gar wohl. Bereitwillig zogen sie weiter und wußten genau vom vorigen Jahre her den Weg, den sie zu ziehen hatten. Als sie sich dem Ziele näherten und eine niedere Hecke es verbarg, standen sie Alle davor und blickten neu- und lustgierig darüber. Nun vernichteten sie den von Jacklein vorsorglich angebrachten Stangenhag. Sogleich setzten sie ihre Gabel an, lupften die obere Stange, warfen sie ab, gingen an die zweite auf gleiche Weise und stiegen hinüber.

Das war ein noch herrlicherer Rasenplatz, rings mit Bäumen umfriedet. Die lieblichsten Alpenveilchen mit ihren

geringelten, zurückgeschlagenen, violetten Blättlein dufteten im Grase, daß es eine helle Lust war, sie anzuschauen. Aber auch noch andere Blümlein wuchsen da in Fülle. Da war das rosenrothe Tausendguldenkraut mit seinen geschlossenen Knöspleín und winzig kleinen Blättern, das sich zu gewissen Tageszeiten öffnet und wieder schließt; da waren die größern und kleinern violetten Glockenblumen, das zarte, blaßgelbe Löwenmaul, da wucherte der wilde Thymian, da funkelte die rothe Lichtnelke, da stand schaarenweise das liebliche Haidekraut, da kräuselte der Lufthauch die schlanken Halme durcheinander, als ob sie geschwätzig die Köpfe zusammensteckten.

War das eine Lust und Herrlichkeit! Heinrich pflückte sich die schönsten Kinder der Alpenflur, fügte sie mit den Halmen zusammen und hatte bald einen Kranz um sein Hütlein geschlungen.

Wie er so von einer Stelle zur andern ging, blieb er plötzlich stehen und sein Herz pochte wie im Wiedersehen. Vor ihm stand ein hoher vielverzweigter Eichbaum und ihm war nicht anders, als ob die Blätter einen Gruß rauschten. Er streckte seine beiden Arme aus, legte sie um den Stamm und wußte nicht, sollte er weinen, oder laut aufjauchzen und jubiliren.

„Das heiß ich die Meierei von Kempten!“ rief er in raschem Einfalle. „Hansel, Jackel, Grethel, Annaliese! herbei, herbei! wir sind in der Meierei von Kempten, Hui o! juhe!“ —

Er trieb seine ganze Heerde zusammen, und Neger umkreiste sie, als ob er den Knaben verstünde. Da gab's ein Schreien, Blöcken und Meckern durch einander und Heinrich knallte, während er ein lustiges Lied sang, das Jacklein ihn gelehrt hatte.

Nun kam ihm ein Gedanke. Hier wollte er sich eine Almhütte bauen, zum Schutze, wenn ein Thier seiner Heerde ein klein wenig verunglückte oder der Pflege bedürfte. Hier wollte er eine Ansiedelung machen. Es war ein so sicherer Platz, daß keines der Thiere sich leicht verlaufen konnte und ihm genug Zeit zu der spielenden Arbeit blieb, um so mehr, als Neger ein

treuer Wächter war. Er trug Stämmchen und Stecken zusammen, was er nur Taugliches finden konnte und war Tag für Tag eifrig beschäftigt. Als er es Jacklein erzählte, lachte dieser und gab ihm Stroh, seine Almhütte zu decken, Annaliese aber mußte es auf ihrem Rücken hinaustragen. Auch der Baum erhielt seine Zierde. Zum dankbaren Andenken an seine Lebensrettung fügte er zwei Hölzer über einander zu einem Kreuze, heftete es an den Stamm und hieng täglich einen frischen Kranz darum. Jeden Abend, ehe er abzog, lüftete er sein Hütlein davor, faltete die Hände und betete ein Vaterunser. So verband sein dankbares Gemüth stets die Vergangenheit mit der Gegenwart.

Endlich mußte er auch diesen traulichen Platz verlassen und höher auf den Berg wandern mit seiner Heerde. Die Bergnatur trat hier großartiger und steiler hervor. Starre Felswände stiegen hoch hinan, Klüfte und Abgründe erschloßen sich, das Bergwasser rauschte von den Höhen, hoch Oben flatterten die krächzenden Vögel ohne Gesang und es galt hier, sorgsame Hut zu halten, damit keines der Thiere sich verlaufe, oder stürze. Aber auch die Schönheit der Natur war reicher und die Lieder klangen in feierlichem Echo wieder. Da sang Heinrich zum ersten Male die heiligen Worte, welche er von den Pilgern gelernt hatte und seine Gedanken folgten denselben auf der großen, weiten Wallfahrt.

Die stillen, lieblichen Waideplätze hatten des Knaben kindlichen Sinn gepflegt; nun aber kam's auch ein wenig anders. Wenn hier der Wind oft an die Felsenwände tobte und ein schauerliches Lied pfiff, wenn er in seine Haare sauste und gegen seine kleine Brust stürmte, wenn ein heranziehendes Gewitter den Kampf der Elemente heraufbeschwor und er vorsorglich seine Heerde auf eine schützende Stelle trieb: da erwachte in ihm ein kecker Muth, er stemmte kräftig seine kleinen Füße und blickte fast herausfordernd gegen das streitende Gewölke. Es war ihm dabei ganz lustig und kampfbereit zu Muthe und keine Furcht beschlich sein Herz. Er fühlte sich als Beschützer seiner

Heerde und that sehr wichtig und vorsorglich. An schönen Tagen versuchte er es, seinen Böcklein am Klettern zuvor zu thun und wäre zu gerne hinaufgestiegen an den zackigen Wänden, um recht weit hinein zu schauen in's Land.

Einmal schaute er mit spähendem Auge gegen die Felsenwand. Da sah er es daran wie kleine Punkte herumkrabeln. Sein scharfes Auge unterschied immer deutlicher. Plötzlich blickte er ganz erschrocken zurück, wo seine Gaisen grasten, ob sie auch alle beisammen wären und sich nicht verstiegen hätten. Als er darüber beruhigt war, schaute er wieder gegen die Wand. Es war ein ganzer Rudel Gemsen, die zerstreut umherstanden, neugierig herabblickten und sich ganz unbesorgt der anführenden Kitzgais überließen. Auf ein Mal veränderte sich die Scene. Die Schaar flog auseinander, nichts war von dem ganzen Rudel zu sehen, — ja, hier stand doch noch Eine; ein Pfeil, der weithintragenden Armbrust entsendet, schwirrte gegen sie, ein Pfiff erklang, das Gemslein machte einen Satz in die Luft und flog weit über die Felsenwand hernieder.

Heinrichs Herz pochte laut. Alles war still. Er ging eilig gegen die Felswand und sieh, da lag auf dem weichen Grund der arme Leichtsinn, von dem Pfeile gestreift, aber nicht getödtet, während das Blut aus der Wunde strömte. Er suchte das Thier aufzurichten, sogleich brach es wieder zusammen, es war von dem Sturze zu sehr verwundet. Da lag nun der arme, kleine Schelm und seine hellen Aeuglein blickten angstvoll auf den Knaben. Sogleich sprangen die Gaisen herbei und begrüßten laut meckernd den Gesellen. Hansel versuchte mit ihm zu scherzen und richtete die Hörner gegen die zurückgebogenen der Gemse. Die aber lag da, wie ein krankes Kindlein, und wollte nichts vom Spiele wissen. Heinrich zog frisches Moos aus dem Boden, legte es auf die Wunde, um das Blut zu stillen, eilte dann fort, dahin, wo ein Wasserstrom vom Felsen niederrauschte, füllte sein Hütlein damit und wusch das wunde Gemslein, dessen Zunge auch gierig nach dem kühlenden Wasser lechzte. — Sein Herz schlug zornig gegen den Jäger und er

konnte gar nicht begreifen, daß Jemand Lust und Freude habe, so ein schönes Thier zu morden, wo es doch einen so kleinen Bissen abgab.

Nun aber neigte sich der Tag zum Ende, die Melkzeit nahte, und er hatte über eine Stunde Weges bis zum Meierhofe. Was sollte er nur mit seinem Gemslein anfangen? Es hier liegen lassen? Wenn aber dann der böse Jäger käme und es entdeckte? Da stieg ein Gedanke in ihm auf, der ihn laut aufjuchzen machte. Er trieb die Heerde mit Negers Hilfe rasch zusammen und brachte sie in Gang; dann lud er kräftig sich das Gemslein auf und weiter ging's. Nach einer halben Stunde waren sie beim Eichbaum angelangt, wo seine Almhütte stand. Nun war sie doch zu etwas gut! Er hatte das Gemslein bereits mit seinem eignen Brode gefüttert, an Hunger durfte es also nicht sterben. Schnell war ein Bett in der Hütte gemacht und die kranke Gemse ruhte weich und sicher darin, bis er am andern Tage wieder des Weges käme.

Heute war seine Heimfahrt ganz glückselig und er konnte nicht aufhören, ein Lied nach dem andern zu singen. Mehrere Tage lang pflegte er seinen Schützling und endlich konnte dieser ihn auf seinen Weideplatz begleiten und neben ihm einherhinken. Die Gaisen nahmen ihn als guten Kameraden an und begrüßten ihn mit ihren Hörnern. Mit jedem Tage sprang das Gemslein frischer und possirlicher; er war in der Heerde völlig eingebürgert und erregte großes Vergnügen, als es zum erstenmal in der Meierei erschien. Aber die Lust dauerte nur kurz. Heinrich hatte es auf der Weide aus den Augen verloren, und wie er darnach ausspähte — sieh, da stand es schon wieder hoch oben an der Felsenwand und blickte herunter. Obwohl der Knabe ein wenig trauerte, kam doch gleich wieder die Freude in sein Herz, als er dachte: „Bist halt gern daheim, gelt, Gemslein? und wenn ich dich nicht gerettet hätte, könnt'st nicht so lustig herumsteigen.“ —

Die Sonne stand nun am höchsten und brannte so glühend heiß hernieder, daß selbst die Thiere oft das Fressen vergaßen

und sich niederlegten zur Ruhe. Einmal war's kaum auszuhalten. Alles in der Natur schmachtete, die Halme und Gräser neigten ihre Spitzen, die Blumen versteckten sich im Grase um Schatten zu suchen und Heinrich wunderte sich, daß der grüne Rasen nicht in hellem Feuer aufgehe, so heiß war er. Plötzlich umzog sich der Himmel. „Wie das nur so schnell gehen kann? wo nur die Wolken her kommen? hab doch vor Kurzem keine einzige gesehen!“ dachte Heinrich verwundert. — Nach einer Weile wurde es ganz finster und der Wind erhob sich. Heinrich trieb die Heerde zusammen und sagte vor sich hin: „Wenn's heute losbricht, gibt's ein Unwetter, wie ich's noch nicht erlebt hab; marsch, voran; im Stall ist's sicherer.“

Neger sprang ängstlich um die Heerde und trieb zur Eile, daß die Kühe ausschlugen und die Schaafe in einem dichten Knäuel weiter troddelten. Aber kaum waren sie eine Viertelstunde weit gekommen, als schon der Donner rollte, die Blitze blendend zuckten und das Gewitter losbrach. Es war nicht anders, als ob von allen Seiten eines gegen das andere kämpfe; als ob in den Wolken eine Schlacht geliefert würde. Nun stürzte auch der Regen hernieder, jener Gebirgsregen, der von allen Seiten gegen einander peitscht, daß man die Augen nicht aufthun kann und sich nicht zu wehren weiß. Da hatte Heinrich große Noth mit seiner Heerde, weil er sich selbst kaum auf den Füßen halten konnte. Er suchte eine schützende Stelle; vergebens! hier eine Schlucht, dort ein Engpaß, der wieder in eine solche mündete, kein umfriedetes Plätzchen weit und breit. Die Schaafe ergriff der körperliche Schrecken und machte sie noch dümmer als gewöhnlich. Sie drängten sich und liefen, keines wußte, wohin; sie hoben die Köpfe in die Höhe und jeder Blitzstrahl drängte sie zum Ersticken zusammen, daß sie voller Angst schwitzten. Die Kühe brüllten in den Donner hinein, liefen bei jedem Blitze auf die Seite, alles Bewußtsein verlierend und Neger hatte seine Noth mit den Gaisen, welche Lust zu verspüren schienen, das Gewitter von einem Felsen aus zu betrachten. In so großer Noth war der arme Hirtenknabe noch nie

gewesen. Er fürchtete mit jedem Augenblicke, der Strahl möchte zündend seine Heerde vernichten. Endlich nach einer ziemlich langen Stunde hatte sich die Gewalt der empörten Elemente gebrochen und er trieb die Heerde eilends der Heimath zu. Triefend von Regen langte er dort an und Jacklein kam ihm voller Sorge entgegen. Er trieb die Heerde statt seiner in den Stall und befahl ihm, trockene Kleider anzulegen. — Aber das Schwerste kam hernach. Als Heinrich den Stall betrat, fehlte — Annaliese, seine gefleckte Lieblingskuh. Er wurde blaß vor Schrecken und sein Herz pochte voller Angst. Da galt kein Säumen. Sogleich lief er fort, eilig, eilig, als ob es sich um Leben und Tod handle. Der Abend brach an, und der graue Himmel verkürzte noch vollends den Tag um den letzten Rest. Aber Heinrich kannte den Weg; er dachte nicht an sich, nur an seine Kuh und an Jacklein, dessen Eigenthum in Gefahr stand. So rannte er fort, ohne einmal inne zu halten und Athem zu schöpfen, immer fort, rechts und links schauend, bis er zur Stelle kam, wo das Gewitter sie überfallen hatte. Hier stand er rathlos. Wohin sollte er sich wenden? vorwärts, zu ihrem Weideplatz, rechts, links, hinab in die Schluchten, wohin der Engpaß führte, hinauf an dem Abhange? — Vielleicht war Annaliese zurückgeblieben und er hatte in der Eile ihrer nicht besonders geachtet. Wann, wo hatte er sie zum letztenmale gesehen? Aber die Angst und Aufregung verwirrte seine Gedanken völlig, daß er sich auf nichts mehr zu besinnen vermochte. Da rief er mit angstvoll klagender Stimme ihren Namen in die Berge hinein; er horchte, kein Laut kam ihm entgegen. Er rannte zum Weideplatze, rief wieder, spähte durch das halbe Dunkel mit seinen klaren Augen. Nein, da war sie nicht! — Er kehrte zurück bis zum Hohlwege, drang hinein und immer auf's Neue tönte sein Ruf in die Berge, aber nur das Echo antwortete ihm fast höhnend.

Jetzt war es ganz dunkel geworden und er stand in einer ihm beinahe fremden Gegend, wo er nicht wußte, wohin sein Fuß mit Sicherheit treten konnte. Da brach ihm fast das Herz;

laut schluchzend setzte er sich auf einen Felsenvorsprung, bis sich die kleine Brust ein wenig erleichterte. Nun drang ein Schimmer durch das Gewölke; der Mond schien Bedauern mit dem armen Knaben zu haben und sich ihm als Führer anzubieten. Frischer Muth trieb in auf die Beine; ruhiger und fester schritt er weiter auf der gefahrvollen Bahn, spähte umher, — ein freudiges Gefühl leuchtete in ihm auf; dort sah er etwas Weißes; er eilte hinzu, aber der Mondschein hatte nur eine Felsenwand beleuchtet, seine Annaliese war es nicht. Wieder hielt er rathlos inne. Sollte er umkehren? weiter konnte das Thier sich nicht gewagt haben, oder es lag zerschmettert im Abgrunde. Ja, er kehrte um.

Er hatte gar nicht bemerkt, daß bereits Stunde um Stunde verstrichen war; er dachte nicht an seine schauerliche Einsamkeit, nicht an die Gefahren für sein eigenes, junges Leben, er fühlte nicht die wund gerissenen Füße, aber sie zitterten doch und jeder Schritt wurde unsicherer. Nun stand er wieder an dem alten Platze und ging verzagt langsam weiter. Er wußte sich nicht mehr zu helfen noch zu rathen, da zog es ihn zu seinem Lieblingsplatze, der alten Eiche, die seitwärts von seinem Wege lag; es zog ihn hin, um dort zu beten. Die kindliche Zuversicht hatte ihm neue Kraft verliehen, keuchend sprang er weiter und dann warf er sich vor dem Rasenbänkchen auf die Knie, erhob die Hände und schrie: „Lieber, lieber Gott! gib mir die Annaliese wieder!“

Was war das? — jubelnd sprang er auf. „Annaliese, Annaliese! wo bist?“

Ja, das war ihr Ruf, er kam von seiner kleinen Almhütte; dahinter hatte sie sich in ihrem klugen Ortssinn versteckt, wahrscheinlich von ihrer Irrfahrt zurückgekehrt im sichern Instinkte. Heinrich sprang auf sie zu, er umschlang ihren Hals und weinte vor Freude. Er war halb närrisch, der gute Knabe, schalt und lobte sie, streichelte ihren Rücken und gab ihr einen tüchtigen, strafenden Patsch. Nun ruhte er ein Weilchen aus, dann aber nahm er sie beim Horne, ließ sie nicht mehr los und

führte sie jubelnd heim. Mitten in der Nacht erklang nun sein Lied und Jacklein hörte es schon von Ferne; nun wußte er auch, wie die Sache stand; — Neger aber bellte ihm den freudigen Willkomm entgegen.

Der Sommer verstrich und die letzte Almfahrt nahte heran; es galt Abschied zu nehmen von der Trift und daheim zu bleiben. Dieser letzte Tag war aber fast der allerschönste. Heinrich hatte viel zu thun. Als die Heerde nach Hause zog, hätte man nicht glauben sollen, daß der Herbst draußen walte. Voran ging Annaliese mit dem schönsten Kranz von Blumen und Blättern und ihr folgten die andern Thiere, alle mehr oder minder geschmückt, nicht Eines war ganz leer ausgegangen.

Alle Insassen der Meierei eilten in den Hof und freuten sich des Anblicks. Da stand jedes der Thiere, das zum ersten Male mit ihm ausgezogen, keines fehlte, keines war verunglückt bei seiner treuen fürsorglichen Hut. Am selbigen Abend trat Jacklein zu dem Knaben, der aufrecht vor ihm stand, die blauen Augen zum Gesichte des Meisters erhoben. Der aber sprach: „Heinrich, da ist Dein Lohn, treu und ehrlich verdient. Zwei blanke Silbergulden sind's und alljährlich um diese Zeit sollst Du sie wieder kriegen; und dort ist ein neues Gewand für den Winter. Hast's recht gemacht, Bub!"

Dabei klopfte er lustig auf den blonden Lockenkopf; wer aber war glücklicher als unser Heinrich Findelkind! —

Zehntes Kapitel.

Des Alpenhirten weitere Erlebnisse und sein großer Entschluß.

Die Jahreszeit hat in dem stillen Bergwinkel, wo Heinrich Findelkind lebte, seit seiner ersten Almfahrt bereits zu mehrmalen ihren Reihentanz gehalten, jenen so mannigfaltigen Tanz, der mit linden, sanften Lüften kosend über die starre Erde schwebt und die jungen Halme und Blätter anhaucht mit Lebens-

lust; jenen Tanz von strömendem Regen, durch welche die Windsbraut pfeift und saust, daß die Aeste der Bäume knarzen und krachen; jenen Tanz von Sonnenstrahlen, die gleich Feenkindern durch die Luft schweben und mit ihren glitzernden Schühlein auf dem Rasen umherziehen; jenen wilden Tanz, welcher die im Maskenkleide schimmernden Blätter wirbelnd zur Erde dreht, daß sie todt liegen bleiben; jenen Tanz der Schneeflocken, welcher die Klüfte überdeckt mit einem großen Leichentuche und den kleinen Schneeballen über den Felsen jagt und andere Schneeballen tanzend mit fortreißt, daß sie grausenhaft donnernd niederstürzen und ihre Todtenmusik in den Bergen wiederhallt.

Heinrich hatte wacker gegen jeden Wechsel der Jahreszeit gekämpft und war emporgewachsen, wie die Tannen, ein muthiger, frischer Sohn der Berge.

Es ist wieder Winter; schneidend kalt weht die Luft, der Hauch dampft vom Munde und gefriert, die Tritte knarzen im gefrorenen Schnee, der Wassertropfen hängt gefroren am Baume; die kleinen Tannen sind gleich überzuckerten Weihnachtsbäumen und glitzernd hängt das gefrorene Eis hernieder; überall blinkende Eisgebilde, Spitzen und Zacken wie scharfe Speere, überall blendendes Weiß, als ob die Farbe von der Erde verschwunden sei. Es ist, als ob Heinrich eine Sonne in sich trage; den friert's nicht, der arbeitet und regt sich in Hof, Scheune und Stall voll Munterkeit, und wenn er zur Abendruh in die Stube tritt, ist er Mutter Martha's treuer Knappe, bis Alles fertig ist und man am Tische erst merkt, wie der sprühende Ofen doch ein guter Geselle genannt werden muß. Er hat längst das Kindesrecht im Haus gewonnen und wenn Knechte und Mägde zur Ruhe gegangen sind, sitzt er noch bei Jacklein und Martha. Da sucht er in Plaudern und Aufhorchen hereinzubringen, was er von der sommerlichen Einsamkeit in seiner Bergwelt nachzuholen hat. Jacklein weiß immer Neues zu berichten aus seiner Jugendzeit von jenen großen Wallfahrtszügen zum heiligen Grabe, dessen glorreiche Heldenthaten noch im Munde der Ritter und Knappen fortlebten, und Heinrichs

Sehnsucht nach seiner eignen, unterbrochnen Wallfahrt mit den Pilgern erwacht von Neuem. Er horcht unverwandten Blickes, bis plötzlich Neger unruhig zur Thüre läuft und winselt. Jetzt zieht Jacklein nicht mehr allein zur Hilfe aus; Heinrich ist sein treuer Begleiter. Zu oftmalen des Tages und mitten in der Nacht brachten sie einen verirrten, halb erstarrten Wandrer herbei und wieder gab es der Neuigkeiten und Berichte viele.

Aber mitten durch den Winter leuchtet dem heranwachsenden Jünglinge eine andre Sonne und macht ihm das Herz warm. Allsonntäglich schreitet er als Jackleins Schwertträger mit diesem zur Kirche nach Dalaas. Der Pfarrer hat bald die aufmerksamen Augen des Knaben entdeckt und Bekanntschaft mit demselben geschlossen. Der Mann und der Knabe wärmen sich nach dem Gottesdienste bei ihm; nun kommt Heinrichs kleines Stückwerk der Lesekunst zum Vorschein; der Pfarrer vervollständigt es und heute trägt Heinrich einen kostbaren Schatz unter seinem Arme, ein Buch mit Legenden, das der Pfarrer ihm anvertraute. Das Glück darüber macht ihn ganz schweigsam. Es ist, als ob das Buch unter seinem Arme bereits die Gedanken geweckt hätte. Wohin er blickt, leuchtet ihm eine Schrift entgegen, die ganze Natur wird zu einem aufgeschlagenen Buche, das er zu lesen versteht. Auf dem beschneiten Wege neben ihm funkelt die Sonne in glitzernden Flämmchen und Heinrich kann sein geblendetes Auge nicht wegwenden. Er muß immer denken: „Wie kann doch dieser kalte Schnee so funkeln und leuchten, wie warmes Feuer!“ Bild an Bild steigt vor seinem Geistesauge empor, wo dieser Schnee die warme Lebenskraft des Menschen erstarren machte und ihm zum Leichentuche wurde; wo dieser Schnee zerschmolz, schmutzig und braun und darunter nun der todte Mann zum Vorscheine kam. Er dachte an dessen Todesstunde voll Angst und Verzweiflung, wie er kämpfte, um Hilfe schrie und Niemand ihn hörte als die starren Berge, an denen sein Ruf zurückprallte; wie er tiefer und tiefer sank, wie seine Kraft erlahmte, wie er in Verzweiflung kein Gebet mehr fand

zu Gottes Barmherzigkeit für seine arme Seele und wie es dann endlich aus war mit dem letzten Kampfe.

So dachte Heinrich, er schauderte und sah auf den pfadlosen Weg, den sie über den Arlberg schritten. Das war seine neue ihm so liebgewordene Heimath und es schnitt ihm wie ein Messer durch die Seele, daß diese Heimath, welche ihn so rettend aufnahm, als er mit wunden Füßen und zerrissenen Kleidern daher kam, welche ihm Schutz bot, doch so vielen Andern Gefahren und sogar Untergang brachte. Als er an diesem Tage in der warmen Stube saß, war seine Aufmerksamkeit trotz des Buches eine getheilte. Er horchte auf jeden fernen Ton; er sah immer wieder auf Neger, ob er die Ohren spitze; er war jeden Augenblick bereit, dem Hunde zu folgen zur Rettung eines Verunglückten; aber heute horchte er vergebens.

Ja, das war ein grimmiger und strenger Winter, wie keiner zuvor. Er wollte gar kein Ende nehmen und kam stets von Neuem. Zu dieser Zeit wagte es nur selten ein Wanderer über den Berg zu steigen. Nun endlich schien es doch etwas milder zu werden und häufiger sah man wieder Wanderer daherkommen, die bei Jacklein einkehrten und Bericht holten, wie es weiter hin gen Insprück zu mit dem Wege stehe.

Eines Tages schritt munter und rüstigen Trittes der Wirth von Dalaas die schneeige Straße einher und hielt kurze Rast bei Jacklein, um sich auf's Neue zu erwärmen und nach dem Wege zu fragen. Für den war nicht zu bangen; er trug warme Kleidung und kannte den Arlberg so genau wie Jacklein selber. Als er wieder mit frischem Reisemuthe aufbrach, um noch bei guter Zeit St. Martin zu erreichen, klang ihm ein heitrer Reisegruß nach und bald war der Mann ihren Blicken entschwunden.

Kaum seit einer halben Stunde mochte derselbe das Haus verlassen haben, als ein donnerähnliches Getöse erscholl, wovon die Berge widerhallten und die Fenster klirrten. Alle fuhren erschrocken auf und riefen gleichzeitig: „Eine Lawine!“ und Jacklein bekreuzte sich, indem er beifügte: „Gott sei dem Wirth von Dalaas gnädig!“

Heinrich war augenblicklich hinausgeeilt. Seine Ortskenntniß in der sie umgebenden Bergwelt, sein geübtes Ohr und seine geistige Vorstellung der ganzen Scenerie hatten bereits entdeckt, von wo die Schneemasse niedergestürzt sein müsse. Er sah vor sich die steil abhängige Felswand dicht am Wege, mit Schnee überladen; er sah im Geiste den ersten, kleinen Ballen rutschen und die stützlose Masse sich um denselben wendend und kreisend, donnernd folgen. Er maß die Entfernung und verglich sie mit der hingeschwundenen Zeit, während der Reisende unter Weges war. Nein, er konnte kaum diese Stelle überschritten haben; vielleicht lag er, von Schrecken betäubt, in ihrer Nähe, vielleicht war er noch glücklich bewahrt geblieben; vielleicht — ein Grausen überkam ihn. Er rief alle Knechte und Mägde zusammen; der Schrecken hatte sie bereits versammelt und augenblicklich waren sie mit Hacke und Schaufel versehen. Es geschah so schnell, daß Jacklein, als er herauseilte, schon den Zug in Bewegung sah und sich ihm anschloß. Er glich einem dahinjagenden Rudel Gemsen, so rasch ging das vorwärts. Aus der Ferne rollte es immer noch in Pausen; neue Schichten stürzten hernieder und endlich ward es stille. Heinrich befand sich an der Spitze der Schaar; er sprang weiter und weiter, gehetzt von unsäglicher Angst, als ob die Lawine ihm auf dem Fuße folge; ihm nach die Andern in gleicher Angst, mit dem gleichen Gedanken. — Dort, dort stand die Felsenwand. Ein Blick auf sie — die ganze Masse ihres Schneethurmes war verschwunden! — Dort, dort lag die Lawine, ein schauerlicher Schneeberg der den Pfad versperrte; weit und breit die auseinander geschleuderte Masse!

Sie hatten die Strecke in weniger, als der Hälfte der sonst hiezu nöthigen Zeit zurückgelegt; sie schritten über den weit hinweggeschleuderten Schnee und arbeiteten sich durch, obwohl er von Schritt zu Schritt anwuchs und bis über die Knie reichte. So waren sie mühsam bis zum eigentlichen Lawinensturze vorgedrungen.

„Laßt uns den Weg räumen!“ rief Heinrich und Alle

griefen unter dem gleichen Schreckensgefühle an. Sie hatten eine heiße Arbeit, trotz der schneidenden Kälte, um nur über die obere Masse Herr zu werden. Der Schnee flog von den Schaufeln auf die Seite und bildete bald neue Wände. Sie gruben nicht rechts und nicht links, nur immer mitten auf dem Wege. Es galt rasche Hilfe, oder keine. Der Sturz war so plötzlich gekommen, daß der Wanderer kaum an ein Ausweichen hatte denken können. Immer tiefer, immer weiter vorwärts schritt die Arbeit. Da flog von Heinrichs Schaufel etwas Dunkles. Ein Schreckenslaut entfuhr jedem Munde. — Alle hielten inne. — Ja, es war des Verunglückten Hut — und nun ging es vorsichtig weiter in tödtlicher Angst, als ob sie selbst in grauser Lebensgefahr schwebten. — Jetzt kamen sie auf eine feste Masse, — jetzt zogen die kräftigen Männerarme sie heraus — eine verschüttete Leiche!

Ja, das war ein Grab, die schöne, weiße glitzernde Decke. Das war derselbe Mann, der noch vor Kurzem mit frohen Lebenshoffnungen dahingewandert war, der ihnen erzählt hatte von Weib und Kindern daheim. Das war der kurz zuvor so kräftige, lebenswarme Mann, den sie nun bewegungslos und kalt aus dem Schutte trugen, rieben und zu erwärmen suchten. Vergebens! die Wärme war nur in ihren eignen Händen und theilte sich dem erstarrten Körper nicht mit. Der Schnee hatte ihn erdrückt und erstickt; das Leben war für immer entflohen. Sie bildeten aus ihren Werkzeugen eine Tragbahre und der Todtenzug bewegte sich langsam und feierlich zur Meierei. Innerlich aber klang es in Heinrichs Herzen:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben!"

Noch am selben Abende ging Jacklein gebeugten Hauptes nach Dalaas. Er hatte nicht den Muth, auf des Verunglückten Haus zuzuschreiten, sondern zeigte den Vorfall dem Pfarrer an; dann schritt er wieder eben so gebeugt zurück.

In derselben Nacht hielt Heinrich seine erste Todtenwache. Als das bleiche Oellicht die starren Züge beleuchtete und sie noch

grausenvoller machte; als er in denselben den Schrecken eingefroren und festgebannt sah: da stieg ein Gedanke in ihm auf und der Gedanke nahm immer deutlichere Gestalt an; er formte sich, er wurde zum Entschlusse, ja, er stand bereits vor ihm, als — That.

Am andern Morgen erschien der Priester; er führte das gebeugte Weib und ihr folgten sechs Kinder. Da sah Heinrich nicht nur den Jammer des Todes, er sah auch noch dazu den Jammer des Lebens. Der Todte zeigte zwar die starren Schreckenszüge, aber darunter schlug kein Herz, welches den Schrecken empfand. Die Lebenden in ihren wechselnden Mienen, in ihrem Aechzen und Weinen fühlten jedoch dies Alles leibhaftig, fühlten es fort und fort und trugen die grausenhafte Erinnerung, die Entbehrung und Leere bis an's Ende des eignen Lebens. Bei diesem Anblicke gelobte Heinrich in der Stille auf's Neue, was er bei seiner Todtenwache gelobt hatte.

Der Verunglückte wurde nach Dalaas gebracht und dort begraben. Am andern Tage arbeitete Jacklein mit seinem Gesinde und den herbeiströmenden Leuten des Ortes an der Herstellung des verschütteten Weges. Als Heinrich nach vollbrachter Arbeit neben Jacklein saß und Martha stärkende Speisen auftrug, fuhr er aus seinen Gedanken empor und sagte: „Meister, ich kann nicht essen und nicht trinken, bis ich's gesagt hab'."

Jacklein blickte verwundert auf Heinrich, legte den Löffel weg und erwiderte: „Was ist das? sag's?"

„Ich hab Euch die Ersparniß von meinem Lohn zum Aufheben gegeben, all die Jahre über; wie viel ist's nun?"

Jacklein überlegte und überzählte. „Zehn Jahr sind's gewesen im letzten Herbst! fünfzehn Gulden werden's allweg sein, denk ich halt." —

Heinrich sprach weiter: „Wollt Ihr sie mir auszahlen, Meister?"

Auf's Neue verwundert, sah ihn der Meier eine Weile an und sagte: „Aber zu was brauchst's?"

Da leuchteten Heinrichs Augen nicht anders, als ob die

Sonne durch den blauen Aether schiene und er rief: „Ich will die fünfzehn Gulden hergeben, damit Jemand einen Anfang macht, auf daß die Leut' auf dem Arlberg nicht also verderben, wie ich die Zeit über gesehen hab!"

Nun aber waren die hellen Augen wieder von Mitleid und Traurigkeit umflort, während Jacklein schweigend vor sich hin sah; dann schüttelte Letzterer bedächtig den Kopf und sagte: „Das thut's nicht, Heinrich! Wer möcht den Anfang machen mit fünfzehn Gulden. Das reicht nicht! Aber jetzt iß und trink; gesagt hast's und später überlegen wir's!"

Heinrich schwieg, aß und trank; doch er dachte dabei immer: „Man soll einen Anfang machen mit den fünfzehn Gulden, daß die Leut nicht so grausam verderben; ich kann's nimmer mit ansehen!" —

Am andern Tag sagte Heinrich wieder zu Jacklein: „Gebt mir die fünfzehn Gulden; ich will den Pfarrer fragen, wer damit den Anfang machen thut." —

Jacklein entgegnete wieder: „Es langt nicht!" aber er gab ihm das Geld und die Erlaubniß zum Pfarrer zu gehen.

Der Priester hörte den Jüngling, der seine Anfrage und Bitte mit bewegtem Herzen vortrug; aber auch er schüttelte den Kopf und setzte ihm auseinander, wie das nicht reiche für ein Jahr, um so weniger für mehrere und daß sich Niemand finden werde, um den Anfang zu machen. Er schloß mit den Worten: „Aber ich will's kund geben weit und breit; frag wieder an in einiger Zeit."

Heinrich ging enttäuscht und traurig von dannen. Der Gedanke verließ ihn keinen Augenblick, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Zwischen seine Gedanken drängten sich all die grausenhaften Bilder, die er schon gesehen hatte in all den vielen Jahren: wie man, als der Schnee schmolz, arme, verunglückte Menschen aufgefunden, denen die Vögel die Augen ausgefressen hatten, und das starre Gesicht bei seiner Todtenwache mahnte an sein Gelöbniß.

Als Heinrich nach einigen Wochen wieder zum Pfarrer kam,

gab ihm dieser das Geld zurück und sagte, daß Niemand damit einen Anfang machen wolle. —

„Nun, so mach ich ihn selber mit der Hilfe des allmächtigen Gottes und dem Beistande St. Christophs, der mir ein großer Nothhelfer gewesen ist!“ — rief nun Heinrich mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, indem er seine kräftige Gestalt erhob.

Der Pfarrer blickte bewundernd auf den kühnen, frommen Jüngling; er legte seine Hand auf dessen Haupt; seine Lippen bewegten sich leise; es war ein Gebet des Segens und eine Thräne war das Weihwasser dazu.

Als Heinrich zu Jacklein zurückkam, stellte er sich freudig vor denselben. Alle seine Kräfte schienen verstärkt zu sein und der Lebensmuth gleich einem raschen Borne in ihm zu fließen. Dann sprach er: „Meister, es will Niemand einen Anfang anheben; so will ich's selber thun und Gott und St. Christoph werden mir helfen. Gebt mir fürder Obdach, Nahrung und Kleidung. Dafür will ich Euch ohne Lohn den Sommer über treulich dienen, wie bisher. Im Winter aber laßt mich mit Neger ausgehen und spüren, wo Hilfe Noth thut, daß Niemand mehr umkommt in heimlichem Elend.“ —

Jacklein sah in Heinrichs Gesicht; das leuchtete wie verklärt und ihm selber war ganz wunderbar zu Muth. Er legte sogleich seine feste Hand in Heinrichs ausgestreckte und sagte: „So sei's! Gott und St. Christoph helfen Dir!“

„Amen!“ — betete Heinrich. —

Eilftes Kapitel.

Feind und Freund.

Schau rings herum in der Natur. Du findest im Frühlinge festgeschlossene, verheißende, schwellende Knospen und bist begierig, welche Farbe sie entwickeln werden. Du belauschest ihr

Aufquellen; aber plötzlich, über Nacht ist es wie ein Wunder geschehen; du suchst die Knospe und findest die volle Blüthe. So geht es oft mit dem Menschen und solch Einer war unser Heinrich. Da steht er nun, als Jüngling schon mit der Thatkraft des Mannes. Selbst körperlich schien er gewachsen, seine Muskeln gestärkt, seine Glieder zu jedem Wagniß bereit und gelenkig, Selbstständigkeit im hellen Auge. Ja, er hatte seinen Beruf gefunden! die Saat war in dem Acker des Herzens aufgegangen. Das von der Barmherzigkeit gerettete und erzogene Findelkind mußte rettende Barmherzigkeit üben! dies erkannte er als seinen angebornen Beruf.

Jacklein machte dem kühnen Jünglinge nun ein werthvolles Geschenk: er übergab ihm den treuen Neger, dessen Spürkraft ihm selber schon gute Dienste geleistet hatte. Aber Neger begann zu altern und Heinrich nahm darauf Bedacht, demselben einen Gesellen zu geben, und diesen genau für den beabsichtigten Zweck abzurichten. Der Pfarrer von Dalaas, welcher Heinrichs großes Vorhaben mit theilnehmendem Interesse im Auge behielt, schenkte ihm eines Tages einen jungen Hund aus guter Spür-Race und als Heinrich denselben zum erstenmale vor sich hatte, dachte er wieder an die Tage seiner Kindheit und an seinen allerletzten Abschied mit Wehmuth zurück. Gleich einem Schulmeister erhob er den Finger, sah dem aufmerksamen Thiere in die Augen und sprach zu ihm, als verstände es jedes Wort: „Schnuffl, das ist fortan dein Name! Hörst du? merkst du?“ — und er wiederholte das eine Wort zu oftmalen. „Du sollst herumschnuffeln überall weit und breit, aber nicht nach den Fleischtöpfen, sondern du sollst Menschen wittern; nicht um sie zu beißen, sondern um sie zu retten. Horch! horch!“ und hierauf erhob Heinrich seinen Hilferuf, so durchdringend, so klagend, so ängstlich wie ein verirrter, in Gefahr gerathener Mensch. Der Hund erhob seinen Kopf, streckte den Hals und heulte, als ob ihm der Ruf zu Herzen dränge und er ihn verstünde. Heinrich verstärkte den Ton der Angst und der Hund brach in ein so lautes Gebell aus, daß Mutter Martha ängst-

lich in die Stube lief und bei dem überraschenden Anblicke in ein herzhaftes Lachen ausbrach. Als Heinrich ihr sein Vorhaben erklärte, störte sie ihn fürder nicht mehr in den Unterrichtsstunden.

Aber Schnuffl sollte im nämlichen Winter und beim Uebergang zum Frühling noch praktischen Unterricht erhalten. Heinrich nahm ihn überall mit sich und er wurde Negers treuer Lehrjunge. Zu oftmalen vernahm er ähnlichen Hilferuf, horchte mit gespitzten Ohren, folgte dem spürenden Gesellen, hörte den Angstschrei näher und näher, sah endlich den rathlos Irrenden entweder an einer schroffen Felswand, oder tief im Schnee, oder hängend am Abgrunde, nur an eine schwache Tanne geklammert. Dann folgte er winselnd Heinrich mit den Augen, als dieser eine solche gefährliche Rettung vollbrachte und begleitete den Fremdling mit Freudensprüngen nach Hause.

Auf diese Weise verging der erste Winter und der Frühling nahte, jene Zeit des Tönens, Rauschens, Rollens und Gebrauses in der einsamen Gebirgswelt. Der linde Luftzug und die Sonne zerstückelten das große Leichentuch; es tropft und fließt von den Felswänden, die Eiszapfen fallen krachend und splitternd herab; die eingefrornen Steine poltern losgelassen in die Tiefe; Eisblöcke rasseln hernieder; die Bergrinnen erweitern sich; mit Ungestümm drängt sich die aufgelöste Schneemasse hinein, Alles mit sich fortreißend, Gerölle und Stämme und immer neue Wasserbäche aufnehmend. Der Pfad ist ein brauner wilder See geworden; gleich Wracken von zertrümmerten Schiffen bäumen sich die herabgerissenen Stämme, der immer neue Sturz wirft wilde Wogen, die grause Schlacht der Natur sendet ihren Donner durch die Lüfte und die Felswände tragen ihn mit Widerhall durch die Runde. Da erscholl oftmals das klägliche Geschrei der Verunglückten. Neger stürzte muthig in die Fluth, packte den Ertrinkenden, zog ihn auf einen schwankenden Stamm und hielt ihn über der Fluth, bis Heinrich muthig zur Hilfe eilte, damit der Arme nicht an einen Felsen geschleudert zerschelle.

Kein Sieger kann nach der gewonnenen Schlacht fröhlicher sein, als Heinrich nach solch einer gelungenen Rettung, obwohl er vom Wasser triefte, vor Kälte schauderte, oder mit blutig zerrissenen Händen und Füßen nach Hause kam. Oft auch weilte ein Pilger noch länger in der Meierei, wenn er Pflege und Stärkung bedurfte; dann zeigte Mutter Martha ihr mitleidiges Herz und es entstand zwischen ihr und Heinrich ein neues Band, gewebt durch die Barmherzigkeit. Heinrich lauschte wohl auch mit klopfendem Herzen den Berichten aus der weiten, fernen Welt und sein Geist flog über die Felswände in dieselbe.

Als der erste Winter und Frühling, nachdem Heinrich „den Anfang gemacht hatte," vorüber war, zählte er bereits sieben gerettete Menschenleben. Mancher vermehrte aus Dankbarkeit den kleinen Schatz, welchen er mit seinem Hirtenstabe erworben hatte; Mancher spendete ein frommes Zeichen, ein Bild, einen Rosenkranz, oder was er sonst bei sich trug. Dies Alles heftete Heinrich an den Eichstamm unter das Kreuz als Dankeszeichen, machte ein schirmendes Dächlein darüber, eine Kniebank davor und so entstand mitten in der Einsamkeit der Berge eine Art von Kapelle, wo mancher Wanderer stille kniete und zu Gott den Dank und die Bitte des beruhigten oder geängstigten Herzens emporsandte.

Heinrich war der kühnste Bergsteiger geworden. Wo es dem Auge dünkte, daß kein Fuß, außer jenem der Gemse, Platz finden konnte, stieg er schwindelfrei und sicher hinauf und hinab; sein starker Arm war zum Kampfe mit den Raubthieren der Berge gestählt und kein Schütze traf sicherer das ferne Ziel. Für ihn gab es nun was Besseres zu thun, als die Heerde zu hüten, wie ehemals der schwache Knabe; immer aber blieb er ihr Beschützer und hatte schon manchen Strauß mit dem Steinadler oder Lämmergeier, die oft das sorglos weidende Lämmchen in den Horst trugen, bestanden. Er kannte die Höhlen der Füchse und der schlaue Kamerad war ihm nicht schlau genug. Heinrich schützte auf seinen Streifzügen durch die Berge nicht nur die Wanderer, sondern auch das einsame Gehöfte, seine Heimath.

Da gab es manches kühne Abenteuer und ein solches ereignete sich in den schönen Tagen, wo der Frühling vor den Gluten des Sommers wiech und das farblose sammtne Edelweiß die höchsten Berge schmückte.

Es war der Vorabend eines Marientages; Heinrich wollte seine Kapelle für dieses Fest schmücken und die weiße Blüthe dünkte ihm dafür den rechten Kranz zu geben. Er hatte seine Armbrust über die Schulter gelegt und trat die Wanderung auf eine der hohen Punkte an, wo die weiße Blume ihre Einsiedelei aufgeschlagen hat. Kühn und sicher stieg er von einem Vorsprung zum andern, schwang sich empor, über enge Schluchten und Bergrisse hinüber und die Anstrengung verlieh ihm eine jubelnde Freudigkeit. Die kältere Luft umwehte ihn und kühlte seine heißen Wangen. So stand er hoch auf dem Felsen und hatte bereits die rothe Alpenrose gepflückt, zu der er nun das weiche, zarte Edelweiß fügte, gleichwie Lieb und Unschuld das Herz der Himmelskönigin schmückte, als sie hienieden lebte. Er wollte wieder den Rückweg antreten, als er ein wildes, kreischendes Geschrei, den Flügelschlag des Steinadlers und darein gemischte Menschenlaute vernahm. Er blickte um sich, aber er sah von seinem Standpunkte nur den blauen Himmel und die zerklüfteten Felswände; vor ihm gähnte die Tiefe und die Wand senkte sich steil und unzugänglich. Aber von hier herauf tönt immer wilder das Geschrei und der Flügelschlag. Da erwacht in seinem Herzen die alte Todtfeindschaft, die er dem grausamen Räuber der Berge geschworen und vermischt sich mit dem Drange, ein gefährdetes Menschenleben zu retten. Rasch entschlossen, bringt er sein Geschoß in Ordnung und späht mit den Augen und Ohren des geübten Jägers. Wieder vernimmt er die kreischenden Töne und den Flügelschlag. Da legt er sich über die Brüstung der Felsenwand und blickt hinab in die schaudernde Tiefe. Aber mit bleichem, von Entsetzen starrenden Angesichte richtet er sich wieder auf. Was hat er gesehen? —

Die Felswand, auf welcher Heinrich steht, bildet einen Vorsprung, gleichsam ein schützendes Dach. Hundert Schritte

unter ihr hat der Adler in einer Höhle der Wand sein Nest gebaut. Zwei mit Flaum bedeckte Jungen strecken die Hälse hervor und stoßen ihr Geschrei aus. Aber in einiger Entfernung, an die Felszacken gedrängt, steht der kühne Jäger, der sich zum Adlerhorst emporgeschwungen, während die Alten ihre blutige, räuberische Reise in dem weiten Jagdgebiete halten. Doch des Adlers Auge hat den Feind erspäht und sein mächtiger Flug trägt ihn eilig herbei zum Schutze seiner Jungen. Er vertheidigt die Wälle seiner Burg mit dem Flügelpaare; sein kräftiger spitzer Schnabel ist ein furchtbarer Speer, das Geschrei der Jungen ist der Trompetenstoß, das Nothsignal für die Mutter. Ein wilder Kampf zwischen Mensch und Thier streitet um den Sieg. Immer grimmiger funkeln die Augen des Adlers, immer wilder und schwerer wird sein Flügelschlag, immer näher kommt der Schnabel seinem Feinde, immer heftiger streitet er um die Stelle, wo der Menschenfuß unsicher steht. Des Jägers Geschoß ist bereits in die Tiefe gestürzt; er hat nur Eine freie Hand, sich zu wehren, die andere klammert sich an den scharfen Stein in der Felswand, und der Adler schlägt nach derselben, um den Mann hinabzudrängen in die klaffende Schlucht. Die Augen des Thieres und Menschen funkeln gegen einander, wie die grimmigsten Feinde, aber der Streit ist ein ungleicher: das Thier schwebt sicher über seiner Heimath und des Mannes Fuß schwankt, sein Auge beginnt sich vom Schwindel zu umfloren. —

Dies Alles hat Heinrich in Einem Augenblicke weniger gesehen als geahnt; aber gleich dem Adler ist er in seiner Heimath; sogleich steht die ganze Felsengruppe vor seinem Auge; er allein kennt die erreichbare Stelle, von wo sein Geschoß den Feind zu treffen vermag, dessen scharfes Auge durch den Kampf von ihm abgewendet ist. Sicher, wie eine Gemse und geschützt von unsichtbaren Engelsflügeln, steigt er von Fels zu Fels; er hat die rechte Stelle erreicht. Noch ein Blick — was zittert sein starker Arm? warum senkt sich das bereits erhobene Geschoß? — Sein Auge hat den grimmigen Blick des Mannes aufgefangen und es war derselbe, der ihn schon einmal im Leben

getroffen, den er als Knabe in seinen Träumen gesehen hatte. Plötzlich ist die Gegenwart vor seinem Geiste verschwunden, er sieht sich emporgehoben von demselben Manne, sieht den gleichen Blick sprühend auf sich haften — aber ihm ist's, als klänge es wie von Engelsharmonie um ihn:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben"

und das Gebilde zerrinnt; da, vor ihm steht der bedrängte Mensch. All dies war ein innerer Vorgang des Augenblicks; ein Gebetsseufzer steigt aus Heinrichs Brust — der Pfeil fliegt von der Armbrust, der Adler stürzt getroffen in die Tiefe.

„Steht fest, Graf Werdenberg! ich komme!" schallt es nun von Heinrichs Lippen hinüber zu dem Manne, den die Ueberraschung beinahe der Sinne beraubt, in dessen Ohren das Geschrei der jungen Brut immer noch kreischt, der noch den Flügelschlag zu hören meint — seinen eignen Namen aber, wie vom Himmel kommend, dazwischen vernimmt und den Feind in die Schlucht stürzen sieht. Da steht er nun an dem Felsen; ihm ist's, als ob dieser unter seinen Füßen weiche, und hoch oben in den Lüften erscheint auf's Neue ein Feind, gleich als ob er durch den Aether schwimme. Das stolze, harte, sonst so furchtlose Herz pocht hörbar und der Fuß verliert die Sicherheit. Da erscheint der Jüngling von unten, arbeitet sich empor, seine Stimme rafft des Mannes erlahmte Kraft zusammen und nun steht er an dessen Seite, indem er ruft: „Fort von hier, eh der neue Feind uns erreicht!" —

Wortlos lenkt er die Schritte des Grafen auf dem Steinpfade und führt ihn von Stufe zu Stufe, von Fels zu Fels, bis sie endlich auf sichere Wege gelangen und der Gerettete erschöpft niedersinkt. Heinrich eilt zum Felsen, von dem im Silberfaden das Wasser fließt und bringt in der hohlen Hand dem Erschöpften die Labung. Bald stärken sich die abgespannten Nerven und die Kraft kehrt zurück. Sie treten auf's Neue schweigend den Rückweg an und gelangen nach mühsamer Wanderung auf die grüne Trift, wo Heinrich als Knabe seine Heerde

geweidet und den Eichbaum zur Kapelle umgestaltet hatte, unter dessen schützendem Dächlein die frommen Dankesgaben der Geretteten Zeugniß gaben von der erbarmenden Liebe Gottes und einer Menschenseele; an jene geweihte Stelle, für welche Heinrich's heutige Bergwanderung galt.

O du wunderbarer Faden göttlicher Fügungen, der vom Himmel zur Erde reicht, der die Vergangenheit und Gegenwart verknüpft, Feinde umschlingt zu edler Vereinigung! Wer sieht dich nicht in diesem Augenblicke!

Da saß der mächtige, aber bis zum Tode erschöpfte Mann, während Heinrich mit den Blumen der hohen Bergregion, die er im rechten Augenblicke geholt hatte, seine Kapelle schmückte und es war derselbe, zum Jüngling gereifte Knabe, dessen Herz einst bis zum Tode geängstigt unter dem grimmen Blicke des Ritters geklopft hatte. Als er mit seiner Arbeit zu Ende war, sprach er zu dem Geretteten: „Graf Werdenberg, wollt Ihr Rast halten bei Jacklein über dem Rain, oder wohin soll ich Euch geleiten, um Eure Jagdgenossen zu finden?“

Der Graf blickte bei Nennung seines Namens auf und betrachtete den Jüngling, dessen Augen wie das klare Blau des Himmels in seine umnachtete Seele schauten. Er sprach verwundert: „Wer bist Du, daß Du meinen Namen kennst? Ich habe Dich nie zuvor gesehen.“

„Ihr habt mich gesehen, Herr! aber das ist lange her;“ war Heinrichs schlichte Antwort, und als der Graf weiter forschte, erzählte er demselben, daß er, noch ein Kind, hinausgezogen sei aus der Stätte der Barmherzigkeit in die weite Welt, er, Heinrich Findelkind; erzählte ihm von den beiden Pilgern und ihrem Schutze, von der schreckhaften Begegnung in Dalaas und dann hielt er inne, denn wieder waren des Grafen Augen auf ihn gerichtet, daß sein Blut zu stocken schien. Dieser aber rief: „So hat Dein Pfeil das Ziel verfehlt und den Adler statt meiner getroffen?“

„Herr!“ rief Heinrich mit glühender Entrüstung. „Mein

Pfeil traf sein Ziel und ich habe mit Angst zu Gott darum gerufen."

„Aber ich war Dein Feind und man tödtet seine Feinde!" sprach finster der Graf.

Da glänzten des Jünglings Augen von Begeisterung, indem er ruhig erwiederte: „Nein, Herr! man vergibt ihnen und erweist ihnen Gutes. Ich aber bin aufgestellt, die Menschen auf dem Arlberg zu retten, wenn sie in Gefahr sind."

Graf Werdenberg blickte erstaunt auf den Jüngling, der bescheiden, nicht mit dem Ausdrucke eines Siegers vor ihm stand. Zum ersten Male in seinem von finstern Gewaltthaten befleckten Leben, fühlte er mit innerlichem Schauer die Macht jener Religion, welche am Kreuzesstamme gegründet wurde. Vor seinem geistigen Auge gestalteten sich zwei Bilder: er sah sich selber mit dem im Zorne emporgehobenen Knaben und sah hierauf denselben Knaben zum Jüngling erwachsen über dem Abgrunde stehen, den Rettungspfeil entsendend. Eine Rührung, wie er sie noch nie gefühlt, bemächtigte sich seiner. Er stand auf, reichte seinem Retter die Hand und sprach männlich: „Du hättest mich tödten können und Du hast mich gerettet. Ich will es Dir danken, Heinrich Findelkind. Aber was kann ich jetzt thun, um Dich zu belohnen?"

„Herr!" sprach Heinrich mit Freudigkeit; — „ich brauche nichts! Wollt Ihr aber um meinetwillen Andere schützen und schirmen und keinen hilflosen Buben mehr erschrecken" — Er hielt inne, denn eine tiefe Röthe überzog des Grafen gebräuntes Gesicht. Dieser sagte: „Bist Du so reich, daß Du nichts brauchst und ist Dein Lohn so groß? Wer hat Dich angewiesen, die Menschen zu retten?"

Blitzend vom Strahle der Begeisterung zog es über Heinrichs Augen, indem er rief: „Gott selber! Seht Herr, ohne seine und der Menschen Barmherzigkeit wäre ich ja ganz elendiglich umgekommen! Was kann ich dafür weniger thun, als auch ein paar Menschen zu retten hier auf dem Arlberg?"

Der Graf sagte kein Wort, aber er sah lange vor sich

nieder. Dann reichte er Heinrich nochmal die Hand und sprach: „Leb wohl! Ich finde meinen Weg und meine Gefährten jagen in der Gegend.“

Heinrich schied und indem er weiter schritt, hallte sein Sang durch die Berge:

„Nun bitten wir den heiligen Geist,
In dem rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüt an unserm End,
Wann wir heimfahren aus diesem Elend,
Kyrieleison.“ —

Plötzlich blieb Heinrich stehen; er horchte. War's ihm doch gewesen, als ob mitten in seinem Sange eine klangvolle Stimme sich der seinen beigemischt hätte? Noch einmal begann er das Lied — und jetzt vernahm er deutlich den Doppelsang; sein Herz schwoll ihm vor heilger Freude, dann blieb er wie festgewurzelt an der Stelle und seine ganze Seele lauschte. Nach einer Pause klang's von einer kleinen Höhe rein und volltönig hernieder:

„Die Blum in Waldesschlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund,
Das alles ist Dir, Herre, kund
Und hüten's Deine Hände;
Und alles himmelische Heer
Spricht Deine Treue und Güte nicht zu Ende.“

Heinrich war der so klangvollen Stimme mit Seele und Auge gefolgt; jetzt erschien eine Gestalt an der grünen Bergwendung und der Sänger stieg herunter. Es war ein Jüngling von Heinrichs eignem Alter, aber nicht der Hütte, sondern der Ritterburg entstammt. Auf seinem Haupte trug er das Barett mit der wallenden Feder, neben welcher frisch gepflückte Alpenblumen prangten. Seine blonden Haare wallten leicht gebogen auf die Schulter herab und umschloßen ein blühendes Gesicht mit seelenvollem Ausdrucke. Seine hohe, schlanke, biegsame Gestalt trug das grüne Jagdkleid; eine Armbrust lehnte an der Schulter, das Hüfthorn hieng an seiner Seite und ein kurzer

Dolch war seine einzige Waffe. Der Jüngling sah so wenig weid- und mordlustig aus, daß Heinrich sich nicht verwunderte, als ein Hase in bester Schußweite ungefährdet vorüberhuschte. Seine Blicke suchten vielmehr die reichen Schönheiten der Natur und paßten völlig zu dem Liede, das er von Neuem anstimmte:

„Die Läuber an den Zweigen,
Die Halme, die sich neigen,
Des Meeres Sand, der Sterne Schaar,
Die bleiben unermessen gar,
Mit Augen und mit Sinnen:
So mag auch, Herre, Deinen Preis
Nie Menschenmund vollenden noch beginnen."

Nun standen sich die beiden Jünglinge gegenüber. Heinrich sah mit innerlichem Entzücken auf den ritterlichen Jäger. Als dieser vollendet hatte, rief er: „Herr, thut mir die Gunst, und singt nur noch einmal Euer Lied, daß ich mir's besser merken kann; so ein schönes Lied hab ich meiner Lebtag noch nicht vernommen!"

Der Sänger hatte sich auf einen Rasenvorsprung gelegt und sang nun aus voller Brust und es war, als ob seine Augen mit sängen, indem er zum Himmel blickte. Heinrich merkte sich jedes Wort und als jener geendet hatte, sang er es selbst jubelnd in die Berge hinein. Da sprang der Jüngling auf und rief voller Freude: „Wer bist Du? Ich habe Dein Lied schon da Oben vernommen und mir klang's wie ein Brudergruß im edlen Meistersang."

„Hoher Herr, ich bin nur Heinrich Findelkind," war die bescheidene Antwort.

„Nur Heinrich Findelkind!" rief nun seinerseits lebhaft der Fremde. „Nur Heinrich Findelkind, der Retter auf dem Arlberg. Her Deine Hand zum Gruße, schlag ein! Dich wollt ich schon lange finden.—"

„Aber Herr! wer seid Ihr, daß Ihr so freundlich mit mir sprecht?" entgegnete Heinrich verwundert.

„O, ich bin nur der Hugo von Montfort, ein fahrender

Sänger, der nicht mit dem Schwert und nur mit dem Liede kämpft für Gottes Ehre. Ich singe das Lied der Schönheit; ich singe laut die stille Sprache der Blumenglocken, der Halme und Gräser vom Zephyr bewegt, der rauschenden Läuber, des funkelnden Gesteines, des schimmernden Thaues, der leuchtenden Gestirne am Himmel; ich gebe Worte der Melodie des Vogels, ich verdolmetsche das Gezirpe und Gesumse der kleinen Kreaturen rings herum; mit Einem Worte: ich bin ein Sänger der Natur und stimme fröhlich ein in ihren Preis des Schöpfers!"

Heinrich war's, als ob er laut und deutlich hörte, was er bei seinen einsamen Bergwanderungen und der stillen Hut so oft gedacht und gefühlt hatte; der Jüngling aber fuhr fort in seiner Rede: „Die Natur ist meine Heimath, nicht die kalten, dumpfen Ringmauern einer Burg voll Schwerterklang, voll Lärm und Streit. Hier ist mir's wohl und auch Du stehst mit ihr im Bunde; aber Du rettest, wo sie zerstören muß und schützest so ihre Heiligkeit. Drum laß uns einen Bund schließen, Heinrich Findelkind. Stimm nochmal ein in mein Lied zum Preis der Schöpfung.

Und vereint sangen sie nun wieder das Lied, welches Heinrich mit so reinem Entzücken erfüllt hatte. Als es beendet war, stieg plötzlich ein Gedanke in Hugo von Montfort auf und er rief: „Aber ich vergesse ganz, weßhalb ich jetzt herumstreife. Hast Du meinen Begleiter nicht gesehen?"

Rasch erwiederte Heinrich: „Ihr meint den Grafen Werdenberg, edler Herr?" —

„Wo ist er? ich habe ihn auf der Jagd verloren, als ich die Blumen suchte, statt des armen, gehetzten Thieres."

Heinrich erzählte nun einfach ihr gemeinsames Erlebniß und der ritterliche Sänger erblaßte. Er reichte dem Jünglinge die Hand und rief: „Ich muß ihn einholen; leb wohl; aber wir sehen uns wieder. Vergiß nicht unser Losungswort:

„Die Blum in Waldesschlüften" —

dieses Mal aber verstummte sein Lied und er eilte von dannen.

Heinrich sang es zu Ende und schritt mit bewegter Seele von all den Erlebnissen dieses Tages der Heimath zu.

Diese Begegnung war keine vereinzelte in Heinrichs Leben. Noch oft trafen sich die Jünglinge bei ihren Bergwanderungen. Auch Graf Werdenberg hatte seinen jungen Lebensretter nicht vergessen. Er sandte ihm ein reiches Geschenk zu seinem „heiligen Almosen“ und als er ihn wieder traf, war es nicht mehr der finstere Blick, der in des Grafen Augen leuchtete, sondern ein freundlicher Strahl des Wohlwollens.

Jahre um Jahre verstrichen mit ihrem natürlichen Wechsel in der regen und doch so bewegten Welt, wo Heinrich seinen großen Beruf erfüllte. Sein Ruf drang immer mehr durch die Gegend und mancher Wanderer trug seine Thaten und seinen Namen segnend weiter. Nach sieben Jahren der Mühsal und Gefahr hatte er bereits vierzig Menschenleben gerettet und selbst das schadlose Thier geschützt, wo er es in Gefahr fand. Alles und Jedes, was in Noth war, erfuhr die Liebe eines Herzens, das die selbst erfahrene Lehre der Barmherzigkeit übte und nur darin seine Freude und seinen Lohn suchte und fand. So wuchs das kleine Kapital, welches der Meier von Kempten in dessen Seele niedergelegt, immer höher und höher an, so wuchs die Saat, die eine mitleidige Hand in die Kindesseele gestreut, immer reicher empor. —

Da trat ein Ereigniß ein, das bestimmt war, für Heinrich Findelkind einen neuen, wichtigen Lebensabschnitt zu bilden, dem wir ein eignes Kapitel widmen müssen. —

Zwölftes Kapitel.

Ein Blick in die weite Welt.

Auf's Neue kam der Herbst und dazwischen hinein warf der Winter schelmisch seine rieselnden Schneekörnlein; aber die Sonne legte sich wieder in's Mittel und stiftete für eine kurze

Weile Frieden. Ueber Nacht brach jedoch bald wieder der Feind herein und nahm in völliger Ueberrumplung die hohe Felsenburg. Da krochen die Thiere in ihre Höhlen; der Fuchs lauerte darin mit feurig glänzenden Augen, um den Fang zu erspähen; aber die Schneedecke war noch zu locker, kein Thier wagte sich darauf. Endlich wurde sie fest, die Berge legten den Eispanzer an, die scharfen Umrisse verschwanden. Eine kolossale Masse erhob sich und die Thäler dazwischen wurden eine öde, geisterhafte Fläche. Farblos starrte die ganze Gegend; nur die Sonne funkelte in ihrem farbigen Spiele auf den Krystallbildungen des Schnee's und der Eiszapfen, die überall herniederhingen. Oft pfiff der Wind um die Bergkanten und der feine Schneestaub flog durch die Luft, daß es fliegenden Wolken glich. Nun wagten sich auch die Thiere wieder aus ihren Höhlen und Nestern; der flüchtige Hase, das flinke Reh, die Birkhühner und all das kleine und große Gethier jagten über die feste Schneedecke, denn der Wind verwehte sogleich wieder die Spuren und schützte sie vor den lauernden Feinden.

So früh war selten der Winter eingetreten und so beharrlich hatte er auch selten seinen Posten behauptet. Mitte Novembers zeigte er sich bereits in voller Tücke und setzte Heinrich in Thätigkeit.

Es war an einem solchen Tage, als Heinrich mit seinem Hunde auszog. Vorsicht schien jetzt am meisten geboten, denn im Thale und in der Ebene ahnte man kaum, wie gewaltig der Winter auf dem Berge regiere und manche Wanderer hielten den Uebergang immer noch für gerathen. Heinrich sang ein Lied, um einem etwa Verirrten damit das Zeichen zu geben. Deßhalb hielt er nach jeder Strophe inne, stützte sich auf seinen Speer, welcher ihm als Bergstock und Waffe gegen wilde Thiere zugleich diente und horchte. Plötzlich dünkte es ihn, einen Schrei zu vernehmen.

Er blickte forschend auf seinen Hund; auch dieser spitzte die Ohren und ward unruhig. Als der Schrei wieder herüberdrang, rannte er nach einer Richtung, blieb aber winselnd vor der

tiefen Schneedecke stehen und blickte Heinrich flehend an. Dieser hatte ihn vollkommen verstanden und zugleich erschien der ganze Umkreis vor seinem Geiste: jenseits der eingeschneite Weg, die täuschende Bergwindung, welche aber nur auf ein Hochplateau führte, die sich gegen Diesseits mit scharfem Bergrücken in einer langen Wendung abhob.

Sogleich stieß Heinrich seinen Ruf aus; der Hund bellte aus vollen Kräften als Signal und denselben zurückweisend, schlug der Jüngling den Weg auf der scharfen Bergkante ein. Im Sommer war es ein völlig ungefährlicher Weg; aber der Winter hatte die Abgrenzung unsichtbar gemacht und die Tiefe mit Schnee gefüllt. Heinrich kannte die Verlockung zur Abirrung am jenseitigen Wege und hatte zur Vorsicht den Rand des Bergrückens mit Pfählen bezeichnet, die nur als schwarze Punkte hervorragten. Diesem Wegweiser folgte er vorsichtig und untersuchte vor jedem Schritte mit seinem langen Speere den Pfad. Immer sank er bis über das Knie in den Schnee, aber er arbeitete sich rasch und kräftig weiter, stieß dazwischen einen Schrei aus und vernahm als Antwort das näher und doch schwächer tönende Rufen des Verirrten, von unten jedoch Schnuffls freudiges, ermunterndes Gebell. Die Angst, zu spät zu kommen, brannte in seiner Seele und doch vermochte er seine Schritte nicht zu beschleunigen, ohne die Gefahr für sich und den Andern zu vermehren. Endlich hatte er die Höhe erreicht und sein scharfes, geübtes Auge entdeckte den Fremdling aus einem Thurme von Schnee herausragend. Hier war der Boden eben und sicher und Heinrich arbeitete sich rascher durch die Masse. Es war ein seltsamer Anblick, der ihm hier wurde. Ein kleiner Mann drehte sich fast tanzend in einem engen Kreise, um sich vor dem Schlafe und Erstarren zu wehren. Er hatte den Schnee sich vom Leibe geschafft und so mit unsäglicher Anstrengung ein paar Schritte Boden gewonnen. Jetzt aber war seine Kraft zu Ende und er brach zusammen. Heinrich lud, schnell entschlossen, den kleinen Mann auf seinen Rücken und trat den Heimweg an. Wenn auch keuchend und mühsam, ging

es doch sicherer durch die hinterlassenen Spuren und sie gelangten an die Ausgangsstelle, von Schnuffl lebhaft begrüßt. Nun aber war auch Heinrichs Kraft erschöpft, der Schweiß rann von seinem Leibe und die Glieder zitterten. Der Gerettete konnte sich hingegen auf seinen eignen Füßen fortschleppen und so gelangten sie zur Meierei. Er brachte den Mann sogleich in ein Bett, rieb dessen fast erstarrte Glieder, daß neue Lebenswärme in dieselben strömte, erquickte ihn mit Wein und etwas Speise und bald legte sich der Schlaf über die müden Augen. Aber es war ein Schlaf voll fieberhafter Phantasien. Heinrich wachte die ganze Nacht vor dem Bette und noch viele, viele Nächte, denn das Fieber war ausgebrochen und der Mann schwebte wieder bewußtlos zwischen Tod und Leben. Wenn Heinrich auf seine Streifzüge ging, vertrat Mutter Martha seine Stelle und bekreuzte sich oft furchtsam bei den fremd klingenden Worten, die der Kranke ausstieß.

Erst nach vielen Tagen brach sich das Fieber an der starken Lebenskraft des kleinen Mannes und er kam allgemach wieder zum klaren Bewußtsein. Zu schwach für Worte, tropften die Thränen aus seinen Augen und fielen als Dank auf Heinrichs Hand; er wollte sogar dieselbe küssen, aber Heinrich zog sie in Schrecken zurück und ein flammendes Roth bedeckte sein beschämtes Angesicht. Als der kleine Mann sich mehr und mehr erholte, wuchs seine Lebhaftigkeit, und er war kaum zum Schweigen zu bringen. Sein Dank ergoß sich in Ausrufungen der verschiedensten Sprachen und in den lebhaftesten Bewegungen, bald gegen Heinrich, bald gegen Martha und selbst Schnuffl bekam seinen Theil, der aber den fremden Worten und Gestikulationen anfangs entgegenheulte.

Der Mann hatte ein offenes, gutmüthiges Gesicht, dem die braune Farbe des Sonnenbrandes eingeäzt schien. Seine dunklen Augen fuhren beständig herum und sein bewegtes Mienenspiel sagte doppelt so viel, als die Worte. Es war, als ob er keinen Augenblick ruhen könnte; etwas mußte sich bewegen, Mund oder Auge, Nase oder Stirne. Als die Gefahr vorüber

war, hatten Alle ihre Freude an ihm und auch Jacklein setzte sich gerne und stundenlang an das Krankenbett. Als Heinrich eines Abends allein bei dem Fremden war, frug er denselben treuherzig: „Sagt mir doch, wie heißt Ihr denn? ich möcht Euch gern bei Namen nennen; da plaudert man viel leichter.“

„Sebastian Mosatti! Sebastian Mosatti! könnt Ihr's Euch nun merken? Bin von da drüben her, an der italienischen Grenze. Sebastian Mosatti, der Tabulettenkrämer, der Hausirer mit güldnen Kettlein und blinkenden Steinen; mit Spitzen für die Edelfrauen und Bändern für die Zofen, mit Handschuhen und Gürteln, mit Allerlei! Sebastian Mosatti, das lustige Männlein, das Alles weiß, was vorgeht im deutschen Land, das zu jedem Burgpförtlein hineinschlüpft, wie die Maus, Sebastian Mosatti, der überall und nirgends daheim ist.“

Der Mann hatte diesen Abriß seiner Lebensgeschichte mit Lebhaftigkeit gegeben; seine Mienen und Hände hatten sich so unruhig bewegt, wie die Zunge. Plötzlich rief er mit veränderter Stimme und mit allen Zeichen des Schreckens: „Wo ist mein Wams? wo habt Ihr's aufbewahrt? All mein erlöstes Gold ist hineingenäht! Gott steh mir bei! Ist mir bis zu dieser Stunde noch nicht eingefallen vor lauter Lust und Dank, daß ich mit dem Leben davongekommen bin.“

Heinrich hatte bei den ersten Worten des Fremden Wams herbeigeholt und nun rollten dessen lebhafte Augen, die Finger tasteten an dem Kleidungsstück und dann rief er strahlend vor Befriedigung: „Alles richtig! Meinethalben liegt nun der leere Kasten im Schnee begraben. Hab in Insbruck den letzten Rest verkauft, und die schwere, hölzerne Last auf dem Rücken hätt mich schier niedergedrückt; hab ihn dann in der höchsten Noth weggeschleudert.“

„Also Sebastian Mosatti“ — begann Heinrich.

Der Mann nickte oftmals mit dem Kopfe und wiederholte: „Mosatti, der Hausirer.“

„Also Sebastian Mosatti, Ihr seid herumgereist in der Welt und habt davon ein gutes Stück gesehen?“ forschte Heinrich.

„Will's meinen! In Städten und Burgen kennen sie all den Sebastian und überall ist er willkommen mit seinen schönen Sachen, lustigen Späßen und Neuigkeiten, guten und bösen, wie's eben kommt. Wollt hinüber zu meinem Gönner, dem Grafen von Montfort und dann hinauf nach Hohentwyl, und rings herum um anzufragen, dann aber gen Nürnberg zu den guten Meistern Goldschmieden. — Wär all nichts geworden ohne Euch! Stäck' nun droben im Schnee mit dem Halsband von Eis!" Und wieder ergoß sich der Fremde in Danksagungen, die ihn weich machten, daß die Augen naß wurden. Heinrich brachte ihn zur Ruhe und verließ dann hinausschleichend das Gemach.

Am nächsten Morgen, als der Fremde bereits einige Stunden außer Bett war und sich ziemlich kräftig fühlte, wobei ihn die Ungeduld, weiter zu reisen übermannte, sagte Heinrich, um ihn auf andere Gedanken zu lenken: „Sebastian, erzählt mir was von Euren Reisen!" —

Dies war das rechte Wort. Mit all seiner angebornen Lebhaftigkeit begann er von seinem nähern und fernern Vaterlande zu sprechen, von dem tiefblauen Himmel Italiens, seinen Cypressen und Orangenwäldern, dem ewigen Meere mit seinem ruhigen Spiegel und seinen hochaufschäumenden Wogen, den stattlichen Schiffen mit flatternden Segeln; von dem heiligen, alten, glorreichen Rom, der Siebenhügel-Stadt, von ihren Kirchen, Palästen und Ruinen; von dem prächtigen Venedig mit seinen Wasserstraßen, von Genua's lieblichem Golf. Dann zog er weiter zu dem ewigen Schnee der Schweizerberge, den leuchtenden Seen und grünen Ufern; zu dem guten ehrlichen Schwabenlande mit all seinen Burgen und Orten; er folgte dem Rheinstrome und hielt Einkehr auf all den Felsennestern, wo die Adler des Menschengeschlechtes sich angebaut hatten; er zog hinab auf dem breiten Strome zwischen den grünen Weingeländen bis zum alten, heiligen Köln und weiter fort gen Amsterdam, und fort trug's ihn auf den Schwingen der Erinnerung zum breiten Donaustrome, von einem Meer zum andern, bis

er endlich zu Regensburg am Kaiserhofe anlangte, wo sich die Ritter auf feurigen Rossen tummelten und die Edelfrauen im Zwinger ergingen, vor denen er nun seine Waaren auskramte.

Heinrich hatte kein Auge von dem Erzähler verwandt; sein Blick leuchtete, die Wangen glühten, sein Herz pochte fast hörbar; die alte Reiselust wogte darin; ihm war's, als sei er wieder ein Knabe von acht Jahren und pilgere an der Seite der Wallfahrer zu all diesen Stätten. Als Sebastian schwieg, athmete der Jüngling tief auf; er war in einer fremden Welt, bis endlich der Anblick des Geretteten selber ihn an seinen Beruf mahnte, und er eilig aus der Stube schritt. So oft er jedoch wieder zurückkehrte, rief er: „Erzählt, Sebastian!“ und dieser hatte solch einen unerschöpflichen Schatz von Erlebnissen, daß er stets Neues zu berichten wußte.

Einmal rief Heinrich nach einer glänzenden Schilderung eines Turniers: „Aber haben die Ritter und Edelfrauen so viel Gold, daß sie es anhängen und so viel Silber, daß sie es sogar an die Zügel der Pferde thun?“

Sebastian rief lachend: „Das sollt ich meinen! und Edelsteine auch noch dazu.“

Heinrich seufzte, blickte zu Boden und sagte: „O, hätt ich nur, was sie nicht brauchen!“

Sebastian entgegnete erstaunt: „Ei, zu was wollt Ihr Silber und Gold? Hier in den Bergen hilft so ein güldenes Kettlein nichts; da gibt Euch Keiner Ehr und Gruß darum. Gelüstet's Euch aber nach einem, so sollt Ihr das allerschönste von mir haben, wenn ich wieder vorspreche.“

Heinrich schüttelte traurig das Haupt und sprach: „Ich eine goldne Kette! Nein, Sebastian, aber Geld möcht ich haben, daß ich hier auf dem Arlberg ein Haus bauen könnt zur Rettung und Pflege; daß zu mir Helfer und Gesellen kämen, daß ich Speis und Trank, warme Stuben und Betten, daß ich Hunde anschaffen könnte und Alles, was Noth thut hier Oben zur Rettung Verunglückter, wie Ihr einer gewesen, Sebastian.“

Dieser war mitten in der Rede aufgesprungen; der ganze

Mensch horchte und seine Sinne arbeiteten an einem Gedanken. Dann ergriff er jubelnd seinen Retter und rief: „Ich hab's, ich hab's! Zieht hinaus in die Welt, sagt das Alles den Grafen, Rittern und Edelfrauen. Sie werden Euch Geld geben und ich will überall, wohin ich komme, Euren Herold machen, will erzählen, was ich auf dem Arlberg erlebt habe und daß Ihr mein Retter gewesen seid." —

Wie ein leuchtender Strahl vom Himmel fiel es in Heinrichs Seele; vor ihm schimmerte das Gold, leuchtete der blaue Himmel, die Seen, die Flüsse, die grünen Auen, und er hörte wieder Bruder Anselms Worte von dem guten Zwecke, den eine Wallfahrt haben müsse. Da lag dieser vor ihm; es war der Beruf seines Lebens. Ja, er wollte fort, um diesem Berufe zu dienen. Plötzlich aber verfinsterte sich seine zuvor strahlende Miene und er sagte: „Aber — aber — man wird mir nicht glauben!" —

Sebastian war ebenfalls nachdenklich geworden und Heinrich hing mit Aengstlichkeit an dessen Mienen, wo der Gedanke arbeitete, sich zu klären schien und endlich fertig da stand. Nun rief er: „So ist's! so geht's! — Nehmt Euren Weg schnurstracks zum Herzog Leopold, der in Graz Hof hält; er ist ein freundlicher, leutseliger Herr. Tretet frischweg zu ihm; laßt Euch nicht abweisen. Sagt, was Ihr vorhabt und bittet ihn, daß er Euch ein Schreiben gibt zur Beglaubigung."

„Ja, zum Herzog! zum Herzog! gleich jetzt!" jubelte Heinrich.

„Aber, 's ist ein weiter Weg, — und mitten im Winter" —

„Im Winter? was kann mir der Winter und der weite Weg anhaben? Ist er da draußen grimmiger und ist der Weg schlechter, als hier auf dem Arlberge? Der Winter ist mir gut Freund, den fürcht ich nicht! Ja, ich, Heinrich Findelkind geh zum Herzog nach Graz!"

Heinrich hatte keine Ruhe mehr, seit dieser Gedanke in ihm erweckt worden war. Seine Seele stand gleichsam in helllichten Flammen und er stürzte hinaus, als ob es sie zu retten

gelte. Jacklein saß bei Mutter Martha allein in der Stube, als der Jüngling hineintrat und rief: „Jacklein, was Neues! Ich geh zum Herzog Leopold nach Graz, damit er mir hilft, ein Haus zu bauen hier auf dem Arlberg zur Rettung der Verunglückten. Mutter Martha, richtet mir Alles zurecht, daß ich reisen kann und sie mich hineinlassen zum Herzog.“

Die Beiden sahen sich erstaunt an und Jacklein erwiederte: „Bist auch ganz bei Sinnen, Bub'? oder hat Dich der närrische Kerl droben angesteckt mit seinem Fieber? Zum Herzog? — was fällt Dir ein? Meinst, da dürf Einer nur herlaufen und sagen: ich will zum Herzog? Das weiß ich besser. In den Thurm werden sie Dich werfen!“

Aber Heinrich sagte mit starker, frommer Zuversicht: „Gott und St. Christoph haben mir bis jetzt geholfen und sie werden mir auch weiterhelfen, zum Herzog und in die Welt hinein. Ich thu's!“ —

Jacklein schüttelte nach seiner Gewohnheit den Kopf; aber er sprach kein Wort. Heinrichs unerschütterlicher Muth überwältigte ihn und er hatte seit vielen Jahren gesehen, daß Gott mit ihm sei und was er vermöge mit seinem wackern Herzen voll Menschenliebe und Ausdauer, voll Opferfähigkeit und Muth. Aber Martha war nicht so leicht zu überreden und zu beruhigen. Sie hatte Heinrich lieb, als ob er ihr eigner Sohn wäre, und nun sah sie ihn bereits voll sorgender Gedanken mit Fesseln belastet im Thurme liegen. Sie brach in Weinen aus, faltete die Hände und betete einen Rosenkranz um den andern zur Abwehr in dieser Traurigkeit und Gefahr.

Jacklein ging mit Heinrich zu Sebastian und die drei Männer beredeten sich noch lange über diesen wichtigen Entschluß; dann begaben sich die Beiden auf ihr Lager, Heinrich aber ging nochmal in die große Stube hinab.

Da saß Mutter Martha immer noch betend und weinend am Ofen. Heinrich trat zu ihr, kniete vor ihr nieder, wie ein Knabe und seine Worte klangen so zuversichtlich, so überzeugend, so fromm an ihr Ohr, daß sie ihr Herz berührten und sie sprach:

„So geh in Gottes und aller Heiligen Namen, derweil ich für Dich bete bei Tag und Nacht.“ —

Am andern Morgen war Alles abgemacht. Heinrich wollte nur mehr so lange weilen, bis Alles für ihn bereitet war. Jacklein versprach nach besten, aber freilich schwachen Kräften da er nun bereits ein alternder Mann war, inzwischen seine Stelle zu vertreten, damit das angefangene Werk fortbestehe und nicht Schaden leide.

Nach einer Woche war Sebastian Mosatti völlig hergestellt. Mit einem Schwall von Worten, die aber bei dem lebhaften Männlein aus aufrichtigem, ehrlichem Herzen kamen, nahm er Abschied, gab einen reichlichen Beitrag „zum heiligen Almosen“ — wie Heinrich seinen kleinen Schatz nannte, versteckte sorglich ein Geldgeschenk für Mutter Martha, damit sie es erst nach seiner Abreise fände und schritt den Weg gen Dalaas, während Heinrich nach einem weniger wortreichen Abschiede, aber mit tiefen Empfindungen und frommen Segenswünschen begleitet, rüstig gen Inspruck zog.

Dreizehntes Kapitel.

Der Weg zum Herzog Leopold.

Das war eine lange, mühsame Reise! Heinrich hatte von dem „heiligen Almosen“ zaghaft einen sehr geringen Theil genommen. Er dachte keinen Augenblick daran, daß derselbe sein eigenes, mühsam verdientes Geld sei, und ging damit sparsamer um, als ein Bettler. Wo er eine Herberge um „Gotteslohn“ fand, nahm er sie freudig an; wo er bezahlen mußte, kargte er sich die Speisen vom Munde ab.

So war also sein jahrelanger Wunsch erfüllt und er befand sich auf dem Wege in die weite Welt. Aber es kam doch ganz anders, als er es sich damals geträumt hatte. Vom reinen, tiefblauen Himmel war wenig zu sehen; die graue Schichte lagerte sich undurchdringlich davor; Sebastians geschilderte Herr-

lichkeiten lagen alle unter der Schlummerdecke des Winters, dessen Eispanzer umschloß die Bäche, die Sonne zerriß nie den über die Gegend gebreiteten Vorhang und Heinrich that also besser, in seine innere Welt zu blicken. Da gab es die mannigfaltigsten Bilder, aus Hoffnungen gewebt und sie verkürzten ihm seine Wanderung auf's Angenehmste. Er dachte sich in alle nur möglichen Erlebnisse hinein; er machte in seinen stillen Unterredungen bald den Herzog, bald den Heinrich und formte die schönsten Gespräche. Diese Bilder trieben ihn rastlos weiter, nicht einmal zu Insprucк hielt er einen Rasttag nur um bald an sein erstes Reiseziel, von dem jedes weitere abhing, zu gelangen. Aber je näher er demselben kam, desto bleicher wurden die Bilder, ihre Gestalten verschwanden in Nebel und die Zuversicht verlor den frischen Pulsschlag.

Er hatte Graz erreicht und sah die Hofburg vor sich liegen. Reisige, Knappen und Ritter sprengten auf stolzen Rossen einher; ein reges Getreibe füllte die engen Straßen; Alles schien Eile zu haben und Keiner sich um den Andern zu kümmern. Heinrich war noch nie in einer so großen Stadt gewesen und fühlte sich unbehaglich. Da gab's keinen freundlichen Gruß, wie draußen auf der Heerstraße, oder auf dem Arlberge; die Menschen thaten gegen einander nicht, als ob sie von gleicher Art seien und Heinrich, der bisher immer bereit gewesen war, sein Leben für den Fremdesten zu wagen, brauchte alle Vorsicht, um nicht niedergeritten zu werden. Dies war seine erste Welterfahrung und sie bereitete ihm bitteres Weh, denn wie konnte er hoffen, daß solche Menschen etwas für die fremden Wanderer des Arlberges thun würden. Er suchte sich eine stille, abgelegene Herberge und beschloß, einen Tag zu rasten, ehe er den Gang zum Herzog unternahm.

Als er des andern Tages sich in der Stadt umschaute und wieder in das drängende Gewoge der Reiter kam, ward ihm nicht besser zu Muthe. Er näherte sich der Hofburg und blickte neugierig durch das Thor; dann wagte er näher zu treten, aber der Thorwärtl wies ihn zurück. Es ging schon gegen den Abend

und noch hatte er seinen frischen Muth nicht wieder erlangt. Da kam er zu einer offenstehenden Kirche und trat hinein. Zum erstenmale, seitdem er die Stadt betreten, überfluthete ihn ein Heimathsgefühl. Er näherte sich den Stufen des Altares, wo die ewige Lampe brannte, kniete nieder, legte sein Gesicht in die Hände und rief zu seinem göttlichen Helfer mit aller Seeleninbrunst. Als er sein Gesicht wieder emporrichtete, war's ihm, als ob Alles rings umher in farbigen Schimmer getaucht sei. Die Sonne war zum Abschiedsgruße des Tages hervorgetreten und verklärte die buntgemalten Fenster, daß die Gestalten der Heiligen wie im Himmelsglanze erschienen. In Heinrichs Seele aber leuchtete das Licht des Glaubens und er fühlte einen mächtigen Schutz. Rasch erhob er sich; er war wieder Heinrich Findelkind, der keine Furcht kannte. Sein Gang hatte die frühere Leichtigkeit erhalten und wie er seiner Herberge zuschritt, kamen ihm die Menschen und Gassen freundlicher vor. Der letzte helle Sonnenschein verhieß ihm einen guten Tag und er beschloß, am nächsten Morgen sein Unternehmen zu wagen. Bald legte er sich zur Ruhe, glückverheißende Traumbilder umschwebten seinen Geist und als er am Morgen erwachte, sprang er frischen Muthes empor, kleidete sich in sein Festtagsgewand: das braune bis gegen das Knie reichende Wams, die engen von Riemen umschlungenen Beinkleider und Jackleins Schwert im Ledergurte. Die Wirthin blickte mit Wohlgefallen auf den schmucken Jüngling, der mit frohem Gruße seinen Weg antrat.

Ja, er konnte sich sehen lassen, unser Heinrich. Zu den krausen, blonden Haaren hatte sich ein Bärtchen um die Lippen gesellt; die blauen Augen sahen frisch und klug aus dem gebräunten Gesichte in die Welt; sie spiegelten die reine Seele wieder und der Frohsinn schwamm drin, wie das Fischlein im Bach. Seine Glieder, voller Kraft und Ebenmaß, zeigten jene Gewandtheit, die ihm seine kühnen Bergwanderungen verliehen hatten und das malerische Gewand jener Zeit hob seine schöne Gestalt auf's Beste hervor.

Sein erster Gang war wieder in die Kirche, dann schritt

er furchtlos auf die Hofburg zu. Dort herrschte die größte Regsamkeit, trotz des kalten, aber hellen Wintertages. Einige Ritter tummelten ihre wilden Rosse; Knappen und Diener standen umher; die Knechte rieben die Waffen blank oder hielten gesattelte Pferde an den reich geschmückten Zäumen; bunte Gewänder, wallende Federn, goldene Kettlein zeugten von dem reichen fürstlichen Hoflager.

Heinrich überschaute all dieses eine Weile aus der Ferne und sein junger Geist flog mit Entzücken in den Kreis. Nun trat er, sich seines Zweckes erinnernd, vorwärts und wollte durch den Hof schreiten, als der Thorwart ihm entgegentrat und mit den Worten seinen Gang hemmte: „He, flinker Geselle! wo aus? Was suchst Du da drinnen?“

Heinrich zog höflich seine Mütze ab und entgegnete mit zuversichtlicher Stimme: „Ich muß in einem wichtigen Geschäfte zum Herzog, Meister Thorwart. Seid so gut und sagt mir, durch welche der vielen Thüren es geht.“

„Oho!“ rief der Mann, — „zu Niemand weiters, als zum Herzog? Das geht so fluderschnell nicht, mein Jüngelchen. Wer hat Dich zu ihm beschieden?“

Heinrich war durch diese Frage etwas betroffen; aber schnell gewann er wieder seine kecke Art und sagte: „St. Christoph, unsers Herrgotts fürnehmer Diener.“

Nun lachte der Thorwart aus vollem Halse und rief: „Hast ein Schreiben von ihm? zeig mir's doch!“

Heinrichs Seele empörte sich über den vermeintlichen Spott; seine Wangen rötheten sich im Zorne, aber sie kühlten sich wieder, als er des Thorwarts gutmüthiges Gesicht betrachtete und dieser, seine Entrüstung bemerkend, nun freundlich hinzusetzte: „Unsern Herrgott und St. Christoph in Ehren! aber solch ein Paß ist bei uns nicht im Brauch und noch nie dagewesen. Doch Du gefällst mir; drum sag mir jetzt gerad heraus: was willst beim Herzog?“

„Nichts für ungut, Meister Thorwart, das kann ich nur dem Herzog selber sagen“ — entgegnete Heinrich.

„Aber wie willst zu ihm kommen?“ war die Gegenfrage.

„Nun, ich mein halt, durch eine der vielen Thüren dort, Meister Thorwart. Sagt mir nur, welche die rechte ist.“ —

Wieder lachte der Mann über die Unkenntniß des Jünglings, was Brauch sei an einem herzoglichen Hoflager und sagte: „O, auf die Thüren kommt's nicht an; alle führen zum Herzog; aber ob sie Dich hineinlassen, Junge, das ist's! Bei denen, die davor stehen, gilt Dein Paß noch weniger als bei mir.“

Auf's Neue regte sich in Heinrichs Herzen die Entrüstung und er murrte: „Unser Herrgott ist doch gewiß der Vornehmste, und zu dem kann man alle Tage und Stunden ungehindert; sein Hofstaat, die lieben Heiligen, helfen Einem noch dazu. Sagt mir, Meister Thorwart, wen muß ich bitten, daß er mich zum Herzog führt?“

„Hast keinen Gönner hier unter dem Rittervolk?“ frug nun der Thorwart. Heinrich schüttelte traurig den Kopf und der Mann sagte weiter: „Nun, so versuch's in Gottes und St. Christophs Namen frischweg.“

Heinrich blickte ihn fragend an nnd der Thorwart gab ihm folgenden Rath: „Zuerst mach, daß Du ungefährdet durch den Hof kommst; halt Dich nur an die Mauer, dräng Dich nicht durch eine Gruppe, sondern wart hübsch geduldig, bis Du unbemerkt durch kannst. Dann geh zur Thüre links, wo zwei Knappen stehen. Mach Deinen tiefsten Bückling vor jedem der Junker Naseweis und trag Deinen Wunsch, zum Herzog zu kommen, vor. Wenn sie Dich hineinlassen, dann steig die große Treppe hinauf bis zur doppelten Thür. Da stehen zwei Männer mit Hellebarden und wenn sie Dich nicht anspießen, geh muthig hinein. Im Vorzimmer stehen zwei Pagen; wenn sie Dich rauh anfahren, so mach den allertiefsten Bückling und bedank Dich schön; vielleicht führen sie Dich zum Kämmerer. Dem trag frischweg Dein Anliegen vor, damit er's dem Herzog melden kann, so ist's der Brauch. Bist Du erst beim hohen Herrn selber, dann nur gerad heraus mit der Sprach; so liebt er's, denn es ist ein leutseliger Herr und laßt mit sich reden.“

Unserm Heinrich schwindelte beinahe der Kopf vor Thüren, Pagen, Rittern und Kämmerern; aber er dachte an seinen mächtigen Beistand, welcher ihm durch den Eispalast des Arlberges, über dessen Abhänge und Schluchten geholfen hatte. Er dankte dem Thorwart für die gegebene Auskunft und schritt in den Hof. Der Mann rief ihm noch nach: „Eh' wieder hinausgehst, sprich bei mir im Thorstüberl ein und erzähl mir, wie's gegangen ist; wir wollen dabei einen Becher Wein mitsam leeren."

Heinrich blickte nochmal grüßend zurück und ging mit abgezogener Mütze längs der Mauer hin; so oft ihm Zwei oder Drei den Weg versperrten, wartete er geduldig. Aber schon das drittemal packte ihn Einer unsanft beim Arme und rief: „He da! was soll's hier in dem Burghofe? was gibt's zu horchen?" —

Heinrich entgegnete bescheiden: „Ich habe nicht einmal Eure Stimmen gehört; haltet mich nicht auf, denn ich muß zum Herzog."

Da rief der Mann: „Du lügst! der Herzog läßt heute Niemand vor; wir haben den Befehl, Jeden abzuweisen; er hat mit Andern Rath zu halten, als mit Dir."

Ein schmerzliches Gefühl durchströmte bei dieser Nachricht Heinrichs Brust. Sollte er so weit gereist sein und nun am Ziele, nur durch einige Thüren vom Herzoge getrennt, nicht einmal dessen Ohr erreichen! Aber diese Ueberlegung verlieh ihm Ausdauer und er sagte: „Und ich muß doch zum Herzog! Ich geh zu ihm und wär's mitten durch Schwerter und Spießen, ja, wär's an der Mauer senkrecht hinauf, wie an den Felswänden am Arlberge."

„So ist's gemeint?" rief nun der Dienstmann. „Ei, für solches Gelichter, das dergleichen Wege sucht, gibt's Gefängnisse genug, um ihnen das Handwerk zu legen. He da!" — rief er einigen Knechten; „packt den Burschen und führt ihn zur Thorwacht."

Heinrich sah nun zu spät ein, daß er in seiner Freimüthigkeit eine zu kühne Sprache gewagt habe. Er blickte den Mann

demüthig bittend an und sagte: „Thut nicht, als ob ich ein Dieb wäre, der beim Herzog einbrechen wollte. Ich will ihm nichts nehmen; ich will ihm eher was geben."

„Hoho!" schrie nun der Mann. „Zeig's vor, was Du zu bringen hast und ist's recht fürnehm, wie Du darnach aussiehst, will ich's dem Kanzler sagen, daß er's in der Schatzkammer verwahrt."

Heinrich wurde roth und bleich. Er hatte an das Leben all der verirrten Wanderer gedacht, die er bereits gerettet und noch retten wollte; er hatte daran gedacht, daß sie meist Landeskinder des Herzogs seien, ihm zu eigen mit Gut und Blut, wenn es galt, ihm zu dienen; nun brachten diese mißverstandenen Worte ihm eine neue Verlegenheit ein und er erschien als Betrüger. Bereits war er zum Mittelpunkte eines Kreises geworden und erkannte in allen Gesichtern drohenden Ernst.

In diesem Augenblicke sprengte ein Ritter in den Hofraum und gerade auf die Gruppe zu. Es geschah so unbemerkt, daß sie auseinanderstob und das feurige Thier, dadurch scheu gemacht, sich in die Höhe bäumte und seinen Reiter in Gefahr brachte. Der aber saß fest; seine Sporen drangen zornig in die Seiten des Rosses, der Zügel zog sich straff an; Pferd und Reiter kämpften um die Obermacht und der Letztere bändigte das schäumende Thier, daß es endlich wie festgemauert stand. Aber der Kampf um die Oberherrschaft hatte des Ritters Blut in Wallung gebracht und er benützte den ersten Gegenstand, es abzukühlen. Indem er vom Rücken des Rosses zur Erde sprang, gewahrte er Heinrich und rief nun: „Was geht hier vor? Was will der Fremde im Burghofe?"

Da klang's von mehreren Seiten: „Er ist ein Spion; — er will zum Herzog an der Mauer hinauf klettern; 's ist einer der Schweizer!"

Heinrich hörte mit Entrüstung alle die Worte und sprach nun, indem er mit glühendem Antlitz in des Ritters Gesicht schaute: „Glaubt's nicht, Herr! ich bin nur Heinrich Findelkind vom Arlberge."

Bei diesen laut gesprochenen Worten hatte sich die Stimmung plötzlich geändert. Ein schallendes Gelächter entstand und dazwischen hörte man: „Ein Findelkind! Er sucht seinen Vater; der Herzog soll ihm helfen, ihn aufzufinden.

War Heinrich zuvor ein Gegenstand des Mißtrauens gewesen, so wurde er jetzt die Zielscheibe des Spottes. Allerlei Witzreden flogen durch die Runde und das Wort „Findelkind" war das Losungszeichen dazu. Die Einen riethen, eine Wiege zu holen und ihn darin zum Herzog zu tragen; die Andern, ihm das Maul mit Brei zu stopfen und Jeder hatte einen neuen Scherz in Bereitschaft. Heinrichs Entrüstung durchbebte seinen ganzen Körper; er ballte die Fäuste, stand keck aufgerichtet in dem Kreise und preßte die Lippen zusammen. Aber bald gewann der heilige Ernst seiner Sache die Oberhand. Er rief mit ganzer Seele zu Gott um Hilfe und wie schon oft in seinem reichbeschützten Leben, kam diese auch zur rechten Zeit. Es war ihm, als ob er mitten durch den Lärm eine bekannte Stimme vernähme und wie er sonst auf den ersterbenden Hilferuf gelauscht hatte, strengte sich jetzt jeder Gehörnerv an. Sein Auge begann zu leuchten, sein Gesichtsausdruck wurde hoffnungsvoll, all die Pfeile des Witzes und Spottes prallten ab von seiner Brust. — Aus einem geöffneten Burgfenster drang ein Lied herab und er rief: „Hugo von Montfort! er ist's, er ist's!" und ohne sich um die erstaunten Ritter und Knechte zu kümmern, sang er aus voller Brust:

„Die Blum in Waldesschlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund" —

und jetzt zeigte sich Hugo von Montfort an dem Fenster; seine Stimme vermischte sich mit Heinrichs:

„Das alles ist Dir, Herre, kund
Und hüten's Deine Hände;"

dann verstummte die Stimme von Oben und Heinrich sang allein den Schluß:

„Und alles himmelische Heer
Sprich Deine Treu, und Güte nicht zu Ende.“ —

Heinrich hatte eben den Sang vollendet, als eiligen Schrittes Hugo von Montfort aus einer der Thüren trat und schon von Weitem rief: „Du hier, Heinrich! willkommen in der Hofburg zu Graz!“ und er streckte beide Hände zum Gruße aus.

Erstaunen erfüllte die Umstehenden; sie traten zurück; Hugo schlang seinen Arm in den des Jünglings und führte ihn fort, während Heinrich seine eben bestandene Noth erzählte.

„Aber was willst Du beim Herzoge?“ rief nun Hugo von Montfort. Mit warmer Theilnahme horchte er auf Heinrichs Mittheilung und rief dann: „Du kommst zu guter Stunde! Mein Vetter Werdenberg soll Dir helfen auf diesem Horst, wo der österreichische Adler im Banner thront, wie Du ihm einst geholfen hast auf dem Arlberge. Er ist hier, um mit dem Herzoge wegen der Abtretung seines Landes zu verhandeln und ich habe ihn begleitet. Warte in meiner Stube, ich will ihn aufsuchen.“

Nach einer Weile kehrte Hugo mit dem Grafen zurück, der aus seinem Feinde ein Beschützer geworden war, und ihm entgegenrief: „Willkommen, Heinrich! der Herzog soll Dich anhören trotz aller Reichsgeschäfte, trotz Kanzler und Hofschranzen.“ Dann eilte er fort.

Hugo brachte einen Becher Wein zur Stärkung und Heinrich erzählte nun seine Erlebnisse seit ihrer letzten Begegnung. Hugo lachte über den armen Sebastian, welchen er gar wohl kannte und hielt ihn für einen trefflichen Herold in Heinrichs Sache. Dann sang er einige seiner neusten Lieder und als Heinrich begierig lauschte, war's ihm nicht anders, als ob er den Sonnenschein im Herzen fühlte und seine Hoffnungen als Blumen aufsproßten.

Nach einer geraumen Zeit stürmte der Graf in das Gemach und rief: „Folge mir zum Herzog Leopold!“

Vierzehntes Kapitel.

Heinrich vor dem Herzoge.

Heinrich folgte seinem Führer schweigend durch die Gänge der Hofburg, welche kein Ende zu nehmen schienen, bis sie in einen Vorplatz mündeten. Dort standen die Wachen und Pagen, von denen der Thorwart berichtet hatte; aber sie wichen ehrerbietig vor dem Grafen zurück, der sie nicht zu beachten schien und stolz durch ihre Reihen schritt.

Heinrichs Herz begann immer heftiger zu pochen, je mehr er sich dem Ziele näherte. Er suchte sich zu ermuthigen, daß der Herzog ja auch ein Mensch sei, wie ein anderer, wenn auch reicher, mächtiger und fürnehmer, und daß er selbst unter Gottes Leitung stehe. Aber er mochte sich dieses noch so oft vorstellen, sein Herz pochte darum nicht weniger heftig und schien bis zum Gehirne hinauf zu klopfen. Nun hatten sie das letzte Vorzimmer durchschritten; sie standen vor zwei vergoldeten Flügelthüren und die Pagen öffneten sie. Ein Glanz von Spiegeln, Farben, Sammt, Seide, Gold und Silber strömte ihnen entgegen und blendete Heinrichs Augen, die noch niemals solche Herrlichkeit erschaut hatten. In der Mitte des Gemaches stand der Herzog. Er hatte die eine Hand auf den mit Pergament überdeckten Tisch gestützt, die andere ruhte auf dem Schwertknaufe. Sein Anzug bestand aus schwarzem Sammt, der mit Silber gestickt war, auch der kurze rothe Mantel war mit Gold verziert und mit Hermelin gefüttert. Seine Gestalt war voller Jugendkraft und das Gesicht, vom dunklen Barte umsäumt, zeigte Ernst und Milde zugleich.

Heinrich blieb schüchtern an der Thüre stehen; er sah, wie der Herzog dem Grafen mit dem Haupte ein Zeichen gab und dieser sich entfernte. Er suchte nach all den schönen Reden, die er sich auf seiner Reise ausgedacht hatte; aber sie waren fort, gleich den Zugvögeln im Winter und er konnte kein Wort hervorbringen. Der Herzog hingegen betrachtete den Jüngling mit prüfendem Blicke eine ziemliche Weile; dann rief er mit

jener klangvollen Stimme, welche wie Glockenton, erhebend und zugleich besänftigend zum Herzen dringt: „Tritt näher; wer bist Du und was ist es, Klage oder Bitte, was Du mir nur allein sagen willst.“ —

Bei diesen milden Worten strömte es über Heinrichs Seele, wie das vom Frühling gelöste Wasser, welches in Silberbächen über die Felswände rauscht. Sein hoher Beruf verlieh ihm Begeisterung; er richtete sein Haupt empor; aus seinen Augen leuchtete der Geist reiner Menschenliebe, all seine Unbefangenheit war zurückgekehrt, indem er sagte: „Gnädigster und durchlauchtigster Herr, ich bin Heinrich Findelkind.“

„Ein Findelkind!“ rief der Herzog mit Erstaunen und Theilnahme. Auf's Neue ruhte sein Blick auf dem schönen Jünglinge und verdüsterte sich in der stillen Anklage jener grausamen Eltern. Dann sprach er mit Wohlwollen: „Und Du kommst zu mir, um Dein Recht zu fordern von den Eltern, die Dich aussetzten und verstießen? Es soll Dir werden! sprich frei heraus.“

Heinrich entgegnete rasch: „Nein, hoher Herr, ich suche nicht Vater noch Mutter. Gott selber ist mir mein Lebtag der beste Vater gewesen. Es wär' ja eine Sünd', wenn ich für mich noch was Besseres wollt', als ich schon hab.“

Die dankbare Rückerinnerung an die Schicksale seiner Kindheit näßte Heinrichs Auge; der Herzog forschte mit erhöhter Theilnahme: „Und was ist es also, das ich Dir gewähren soll, Heinrich Findelkind?“ —

Der Jüngling blickte dem Herzog vertrauend in's Auge und sagte: „Gnädigster Herr, darf ich Euch Alles frei heraus erzählen, wie's hergegangen ist?“ — Er hielt inne und als der Herzog beistimmend nickte, fuhr er fort: „Ich bin als kleines Kind ausgesetzt worden im kalten Herbst und in der Nacht unter einem Eichbaum; von wem weiß ich nicht; aber ich wär sicherlich umgekommen vor Kälte, wenn mich der Meier von Kempten nicht in seinem Arm in's Haus getragen und voller Erbarmen aufgezogen hätt'. Als er arm geworden ist und kein Brod für seine eignen neun Kinder mehr gehabt hat, bin ich

freiwillig fortgegangen bis zum Jacklein auf dem Arlberge, von zwei barmherzigen Pilgern geführt. Und auch der Jacklein hat mit mir neunjährigen Buben Erbarmen gehabt, daß ich sein Vieh hüten durft für Lohn und Kleidung. Schaut, gnädigster Herr, so gut ist mir's aus lauter Gnad gegangen! Aber in der drauf folgenden Zeit von 10 Jahren hab' ich viel Elend gesehen. Es ist im Winter ein arg böser Weg über den Berg, wenn der Schnee Alles zudeckt, wenn die Lawinen stürzen, und auch im Frühling, wenn plötzlich der Föhn weht und das aufgelöste Schnee und Eiswasser herniederrauscht von der Felswand. Da kommen oft die Wanderer vom rechten Weg ab und liegen im Schnee begraben, bis er schmilzt und sie von den wilden Thieren aufgefressen werden. O Herr, das hat mich jämmerlich erbarmt! ich hätt' mir können die Augen ausweinen über all das Elend und dabei hab' ich immer denken müssen, wie mir's auch schlecht gegangen wär, wenn die guten Leut sich meiner nicht angenommen hätten."

Heinrich hielt inne und seufzte aus tiefster Brust. Der Herzog hatte seine Augen gedankenvoll auf den Boden gerichtet; aber bei Heinrichs Schweigen erhob er sie, zum Zeichen, daß er fortfahren solle; und dieser begann auf's Neue: „Gnädigster Herr; ich hab Tag und Nacht gesonnen, wie man dem Elend abhelfen könnt und ob meine ersparten fünfzehn Gulden nicht dazu helfen möchten, daß Jemand den Anfang machen thät. Aber kein Mensch hat gewollt und so hab ich's selber begonnen mit Gottes und St. Christophs Beistand. Vierzig Menschen sind freilich in sieben Jahren gerettet worden, aber wie viel noch zu Grund gegangen sind, ist nicht zu zählen. Und da bin ich hergelaufen zu Euch, gnädigster Herr, daß Ihr mir helfen sollt, denn Ihr seid reich und mächtig und um das fleh ich Euch an mit aufgehobenen Händen. O Herr, habt Erbarmen!"

In des Herzogs Blicken malte sich Rührung, als er frug: „Aber wie soll ich Dir helfen, Heinrich? Ich kann mit meinem Schwert nicht gegen Schnee und Lawinen kämpfen; ich kann

wohl die Bedrängten beschützen, nicht aber die, so in Irre gerathen.“

Heinrichs Zuversicht wuchs bei diesen gütigen Worten und er sprach: „O Herr! ich meine so: Es gibt so viele reiche Leute in der Welt, bei denen will ich herumziehen und bitten um Almosen und um eine jährliche Beisteuer; aber damit sie mir glauben, fleh ich Euch an um einen Geleitsbrief, mächtiger Herr. Dann laßt mich von dem Geld ein Haus bauen auf dem Arlberge für die armen Wanderer, daß sie dort Herberge haben, wenn Ungewitter oder Krankheit sie überfällt. Helft mir, daß mich Niemand daran hindert, sondern mir beisteht, wer immer kann.“

Der Herzog war von diesen schlichten, warmen Worten und diesem Opfermuthe tief ergriffen, und er rief: „Es sei! ich will Dir helfen bei Deinem Werke, so gut ich kann!“

Da sank Heinrich von seinem jubelnden Gefühle überwältigt, auf seine Kniee, ergriff mit beiden Händen des Herzogs Rechte, küßte sie und Thränen des Dankes quollen und tropften darauf. Der Herzog blickte gerührt auf des Jünglings Dankesausdruck und legte dann seine Hand wie im Segen auf dessen Haupt, indem er sagte: „Gott geleite Dich auf all Deinen Wegen und gebe Dir Muth und Demuth, Dein angefangenes Werk zu vollenden; Beide wirst Du von Nöthen haben, Heinrich, in unserer Zeit des rauhen Kampfes. Aber Du sollst nicht zu Fuß ziehen langsam und gefährlich mit dem Schatze, den Du Dir erbettelst. Ich will Dir ein Pferd schenken zu Deinem und St. Christophs Dienste. Nun steh auf; in Bälde sollst Du weiter von mir hören.“

Der Herzog neigte zum Abschiede sein Haupt und Heinrich schritt freudig von hinnen durch die Gänge, wo er Hugo von Montfort, seiner harrend, traf, dem er sein übervolles Herz ausschüttete. An dessen Seite schritt er wieder durch den Hofraum, wo sich bereits die Kunde, daß der Herzog ihn empfangen habe, verbreitet hatte. Verwundert folgten ihm die Blicke der Ritter nnd Knappen; der alte Thorwart aber mahnte ihn an

sein gegebenes Versprechen. Dies ließ er sich nicht zweimal sagen und als Hugo ihn verließ, saßen gleich darauf die Beiden vor der gefüllten Kanne. Der perlende Wein und die sprudelnde Freude waren treffliche Gesellen und der alte Thorwart hörte Heinrichs Bericht mit reger Theilnahme.

Von der Thorstube aus machte Heinrichs Erlebniß bald die Runde durch die Hofburg. Nun war er nicht mehr der verspottete Fremdling; mancher der Ritter tilgte den frühern Hohn mit einer Gabe.

Auf diesen wichtigen Tag in Heinrichs Leben folgte jenes heilige Fest, welches das Erbarmen und die Liebe in die Welt gebracht und jenes ewige Licht angezündet hatte, das zu jeder Tugend den leuchtenden Strahl sendet. Als Heinrich in der Kirche kniete, als der Orgelton das Gloria verkündete, da war ihm nicht anders, als ob er einer der Hirten vor der Krippe sei und er im Glanze der Weihnacht zu seinem Berufe eingesegnet werde.

So kam der vierte Tag seines Aufenthaltes in Graz. Als er wieder bei Hugo erschien, trat ihm Graf Albrecht von Werdenberg entgegen, in seiner Hand zwei Pergamentblätter haltend. Schon von Weitem rief er ihm zu: „Hier ist des Herzogs Geleitsbrief!“

Heinrich überschaute das eine Blatt; eine farbige Schrift leuchtete ihm entgegen, und den Schluß bildeten lauter gemalte Wappen. Da prangte zuerst das österreichische: der goldene Adler auf schwarzem Felde mit der wallenden Fahne darüber. Daneben schimmerte auf grünem Grunde das silberne Pantherthier mit doppeltem Schweife, den rothen Feuerstrahl aus Mund und Ohren speiend: Steiermarks Abzeichen. Diesem zur Seite stand das von dem Herzogthume Krain: auf schneeweißem Felde der blaue Adler, dessen Brust mit dem wachsenden Monde aus Roth und Gold umschlungen. Den Schluß bildete das Wappenschild von Tyrol und zeigte den rothen Adler im silbernen Felde.

Heinrichs Augen waren ganz geblendet. Dies übertraf an

Schönheit sogar Bruder Anselms Heiligenbuch und er segnete jene Stunde, wo er den Anfang zum Lesen gemacht hatte. Mit Andacht las er das Folgende:

„Landesfürstliche Freiheit für Heinrich, den Stifter.

Wir, Leupold, von Gottes Gnade Herzog zu Oestreich, zu Steyr, zu Kärnthen, zu Krain, Graf zu Tyrol, erklären öffentlich mit diesem Brief für uns und unsere Erben, und thun kund allmänniglich, gegenwärtigen und zukünftigen: wie der arme Knecht Heinrich von Kempten, der in seiner Kindheit ein funden Kind war und unserm getreuen Jacklein über Rain lang gedient hat und mit solcher Andacht und Begier vor uns kam, daß er wollt gern ein Haus bauen auf dem Arlberg und wohnen und sitzen, allermeist um der fremden und armen Leut willen, damit die Herberge da hätten, wenn sie vor Ungewitter oder Krankheit nit vörder kommen möchten, daß sie da nicht verdürben, als zuvor ist gar oft geschehen. Also haben wir angesehen seinen guten Fürsatz und betrachtet, daß viel guter Ding angefangen worden ist von einfältigen Leuten und haben ihm um Gottes- und seiner fleißigen Bitt willen erlaubt und gegonnen, ein Haus zu machen auf dem ehgenannten Arlberg, an welcher Stätte des Weges es am allerbesten stehen mag. Darum bitten wir Alle, die enhalben oder dieshalben darum gesessen sind, oder die über denselben Berg reiten oder gehen, daß sie ihm dazu förderlich und beholfen seien, auf daß er die Arbeit und das Werk vollbringen mag, und empfehlen auch ernstlich allen unsern Hauptleuten und Amtleuten, daß sie ihn dabei schützen und schirmen von unser wegen, daß ihm Niemand an der ehgenannten Arbeit kein Leid noch Irrung thue in kein Weg; wie das gänzlich unsere Meinung ist mit Urkund dieses Briefes.

Gegeben zu Graz am St. Johannistage zu Weihnachten 1386.“

Nun reichte Graf Werdenberg dem Jünglinge das zweite Blatt. Darauf verbrüderten sich der Herzog Leopold und noch

drei Fürsten aus dem Erzhause sammt ihren Gemahlinnen mit der Zusicherung eines jährlichen Beitrages.

Als Heinrich dies Alles gelesen hatte, schüttelten ihm der Graf und Hugo die Hände in theilnehmender Freude. Dann führten sie ihn hinab zum Hofe, wo ein gesatteltes und gezäumtes Pferd, des Herzogs Geschenk, stand. Muthig schwang sich Heinrich in den Sattel und winkte seinen Gönnern zum Abschiede. Er sprengte in seine Herberge, machte sich reisefertig und schon am nächsten Morgen zog er hinaus in die weite Welt.

Fünfzehntes Kapitel.

Erstes Reise-Erlebniß.

Heinrich ritt wohlgemuth durch die klare Winterlandschaft. Dies war nun schon ein ganz anderes Reisen, als vom Arlberge nach Graz und er überdachte, ob es nicht gar zu stattlich und fürnehm sei für einen so armen Burschen, der betteln gehe; sein demüthiges Herz fürchtete sich vor Gottes Mißfallen. Dann aber beruhigte ihn der Gedanke, daß er ja nicht seiner selbst wegen reite und gerne zu Fuße pilgern würde, daß er aber zu Roß schneller vorwärts komme und leichter das heilige Almosen wahren könne. Er dankte also nochmals dem Herzog im Stillen für das gnädige Geschenk, klopfte dem Rößlein ermunternd auf den Nacken und weiter ging's in die Welt hinein.

Die Berge ragten mit ihren silberblinkenden Häuptern in die blaue Himmelsluft; tausende von Flämmchen leuchteten im Schnee; die ganze Natur schien noch die Weihnacht zu feiern und dem ewigen Lichte entgegen zu flammen. Heinrich dachte an die Weisen aus dem Morgenlande, welche ein Stern führte und vertraute gleichfalls einer höhern Leitung. Er suchte ja auch die Liebe und Barmherzigkeit, wenn auch nur die menschliche. Gleich den Weisen wollte er das Gold dieser Barmherzigkeit dem Jesuskinde bringen mit aller Demuth des Herzens.

Auf diese Art waren Heinrichs Gedanken, als er seines Weges zog. Dann überlegte er auch, wohin er sich zuerst wenden solle. Hugo hatte ihm die edelsten, reichsten und mächtigsten Geschlechter genannt und er beschloß, zuerst nach dem Schlosse Ortenburg zu ziehen, das dem Grafen Wilhelm von Cilley und seinem Onkel Hermann gehörte, welche Beide zwar jetzt auf einem ritterlichen Zuge sich befanden; aber die Wittwe Adelheid und Anna, die polnische Königstochter, Graf Wilhelms Gemahlin, lebten dort. Er dachte an seine Pflegemutter zu Kempten und an Martha auf dem Arlberge, wie barmherzig diese waren; sollten es die reichen Edelfrauen nicht um so mehr sein, als sie nur vom Ueberflusse zu geben hatten? Freilich wußte er nicht, wie man sie anrede, aber er hoffte, Gott werde ihm schon das rechte Wort in den Mund geben. Dabei überlegte er nun auch, wie er das unternommene Werk heißen solle. Er hatte oftmals von heiligen Bruderschaften gehört, wo Viele sich zu einem Werke verbanden, und so wollte er das seine die Bruderschaft St. Christophs nennen.

Solche Gedanken und Pläne verkürzten ihm den Weg, bis er zum Flusse Drau gelangte. Nun sah er auch die Zinnen, Thürme, Erker und Mauern von Ortenburg aus der Ferne glänzen. Er legte den Zügel lose auf des Rößleins Rücken und überlegte nun seinen nächsten Plan. Mehrere Hütten lagen an dem Wege, die schon zur Herrschaft Ortenburg gehörten. Im Geiste eines armen Pilgers bat er um eine Unterkunft, mußte aber vergebens an manche Thüre pochen, bis er endlich Aufnahme fand und sein friedliches Aussehen die Furcht verscheuchte, einen fremden Reiter zu beherbergen.

Der Abend war noch ferne; gedrängt von seinem Jugendeifer wollte Heinrich sogleich an's Werk gehen. Er legte seine Urkunde wohlverwahrt auf die Brust unter sein Wams und näherte sich der Burg. Indem er dieselbe staunend besichtigte, überdachte er, wie er sich den Einlaß verschaffen solle, denn die erste Erfahrung hatte seine kecke Zuversicht gedämpft und die

kleinen Lucken in dem Erdgeschoße kamen ihm nicht mehr so harmlos vor, wie ehedem.

Um das Schloß zog sich ein tiefer, ausgemauerter Graben, der mit Wasser gefüllt schien, jetzt aber mit blinkendem Eise überdeckt war. Die Zugbrücke konnte eine völlige Abscheidung bilden; in Friedenszeiten, wie die gegenwärtige, war sie Tags über niedergelassen.

Als Heinrich an der Rückseite des Schlosses stand, sah er einige Knaben mit allen Zeichen des Schreckens hin und her laufen. Er näherte sich denselben und errieth bald die traurige Veranlassung. Sie waren aus den Hütten der Nachbarschaft und hatten sich im Winterspiele zu nahe an die Brüstung des Grabens gewagt. Einer ihrer kleinsten Gespielen war im knabenhaften Faustkampfe rückwärts gedrängt worden, ausgeglitten und hinabgestürzt. Nun wußten sich die kleinen Menschen nicht zu helfen und getrauten sich nicht, bei den rauhen Schloßknechten um Beistand zu bitten.

Rasch überschaute Heinrich die Scene. Die Mauer des Grabens war tief; aber die Felswände des Arlberges senkten sich noch schroffer und tiefer. Das zerbröckelte Gestein verhieß dem Fuße manchen Anhaltspunkt; hier und dort wuchs auch starkes Geäste durch die Spalten. Es war ihm nicht anders als ob er auf den Arlberg zurückversetzt wäre. Sogleich stemmte er sich mit dem Rücken gegen die Mauer, stieg und rutschte theilweise hinab, indem er sich vorsichtig mit den Händen anklammerte. So erreichte er die Stelle, wo der Knabe lag. Aus einer Kopfwunde strömte das Blut; eine Ohnmacht hatte ihm die Besinnung geraubt und das Gesicht trug die bleiche Farbe des Todes.

Hier galt es, rasch zu handeln. Sogleich legte er sich das Kind auf den Rücken, schlang sich dessen Aermchen um den Hals, fügte die Finger in einander, welche sich krampfhaft schloßen im neu sich regenden Leben. Jetzt trat Heinrich den mühsamern Rückweg an, schob sich an der Mauer empor und erreichte als geübter Bergsteiger glücklich die scharfkantige Brüstung.

Die Knaben hatten mit klopfendem Herzen auf den Retter in der Noth gewartet; ehe jedoch derselbe wieder erschien, waren sie auseinandergestoben, denn von der Zinne gab das Horn das Entdeckungszeichen. Bald sah sich Heinrich von Reißigen umgeben, die scheltend über das freche Bettelvolk ihn dann wieder mit seiner Last allein ließen. Nun fühlte er sich völlig rathlos. Das Kind lag immer noch ohne Bewußtsein auf seiner Schulter und konnte ihm über seine Heimath keine Auskunft geben und doch war schnelle Hilfe von Nöthen. Er hatte den Knaben in seine Arme genommen und suchte das quellende Blut zu stillen, als ein mitleidiges Auge ihn gewahrte. Von dem Hornrufe und den Knechten aufmerksam gemacht, sah das Weib des Thorwarts durch ihr enges Fensterlein und als die rauhen Gesellen sich entfernt hatten, öffnete sie das Seitenpförtchen und winkte Heinrich, einzutreten.

Es war ein enges, düsteres Gemach; aber das knisternde Feuer verbreitete zugleich ein magisches Licht. Mit dem Instinkte des weiblichen Herzens wußte die Frau sogleich, um was es sich handle, schüttelte das Bett zurecht, holte frisches Wasser, und theilte sich mit Heinrich in die Belebungsversuche. Endlich zuckte der kleine Körper, das Blut kehrte in die Wangen zurück, unter Stöhnen schlug der Knabe die Augen auf und schloß sie gleich wieder in der fremden Umgebung; aber die Lippen sogen gierig die dargereichte Milch ein. Dann sank er in einen unruhigen, fieberhaften Schlaf, während Heinrich an dem Lager saß und das Weib zwischen Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte oft mitleidig daneben stand.

Die Nacht war bereits angebrochen, als sich leise die Thüre öffnete und ein freundliches Mädchengesicht hereinschaute. Bei dem sich ihr bietenden Anblicke wich sie scheu zurück, aber das Weib ging ihr entgegen und nun entstand ein Geflüster, begleitet von neugierigen und mitleidigen Blicken. Das Mädchen war die Lieblingszofe der Gräfin Adelheid und besuchte in der Feierstunde ihre Freundin. Als sie heute wieder ging, trug sie

einen reichen Schatz von Neuigkeiten mit sich fort, der sich am andern Morgen bei der Gräfin anbringen ließ.

Die ganze Nacht über saß Heinrich vor dem kleinen Kranken und als am Morgen das Weib am Bette erschien, strahlte ihr des Jünglings Auge fröhlich entgegen, denn der Knabe war zum Bewußtsein erwacht und rief nach seiner Mutter. Sobald die gute Frau deren Namen erfuhr, eilte sie von dannen. Sie hatte nicht weit zu gehen, denn auf einem Steine zusammengekauert saß die arme Mutter seit vielen Stunden. Nun stürzte sie in's Gemach und war selig im Anblick ihres wiedergefundenen Kindes.

Heinrich wollte sich eben davonschleichen, als Agnes, die Zofe ihm entgegen kam mit der Aufforderung, sie zu ihrer Herrin zu begleiten. Wie da seine Augen strahlten! Rasch brachte er seine Kleider in Ordnung, zog seine Urkunde hervor und folgte leichten Trittes seiner Führerin durch den Hof und die Gänge bis zum Rittersaale.

Ein schöner Anblick bot sich ihm dar. Die Decke wölbte sich in hohen Spitzbogen gleich einer Kirche; an den Wänden hingen blanke Waffen aller Art, vermengt mit mancher erbeuteten Siegstrophäe, ein helles Feuer loderte in dem Kamine; in der Mitte des Saales befand sich ein überzogener Stickrahmen, vor welchem mehrere Zofen emsig die Nadel führten und bunte Farben mit Seide, Gold und Silber vermengt, hineinstickten. Oftmals mochte die Halle von Sang, Waffen- und Becherklang erdröhnt haben, jetzt wurde sie von den beiden Edelfrauen zur Werkstätte benützt, um die heimkehrenden Burgherren mit dem neuen Banner zu überraschen, und die Arbeit näherte sich bereits ihrer Vollendung. In Eins verbunden sah man hier die Wappen von Henneberg und Cilley. Auf blauem Felde glänzten des erstern drei güldene Sterne und daneben auf silbernem Grunde die beiden rothen Balken, darüber der Helm vom blauen Federschmucke des Grafen Cilley umwallt.

Emsig stickten die Zofen; aber manch verstohlener Blick fiel auf den eintretenden Jüngling. Gräfin Anna trug ihr kleines

Aennchen auf dem Arme und hielt die Fingerlein, welche nach der bunten Seide und den glitzernden Perlen langten. Ihr junges, edles Frauengesicht war ein Bild des hoffungsreichen Morgens und wie die klare Luft oftmals keine Spur von dem nicht ferne aufsteigenden Gewitter zeigt, lag auch in diesem Antlitze keine Ahnung des bittern Leides, das ihrer Jugend eheliches Glück in Bälde zerstören sollte. *)

Gräfin Adelheid, die Wittwe Ulrichs von Cilley, Landeshauptmann von Krain, trat dem Jünglinge einige Schritte entgegen und betrachtete denselben eine Weile mit prüfendem Auge und sagte dann: „Meine Zofe Agnes hat mir berichtet, was Ihr an dem verunglückten Knaben gethan. Ihr sollt nicht von Schloß Ortenburg scheiden ohne unsern Dank, denn das Leben unsers geringsten Unterthanen ist uns werth und heilig. Sagt offen, was begehrt Ihr zum Lohne? Suchet Ihr etwa einen ritterlichen Dienst? Die Grafen Hermann und Wilhelm sollen Euch aufnehmen unter ihre Reißigen.“

Heinrich neigte sein Haupt und entgegnete mit halbem Lächeln um den Mund: „Habt Dank, edle Frauen; aber ich habe schon meinen mächtigen Herren; in seinem Dienst reise ich von Burg zu Burg, von Land zu Land und ich habe auch eine Botschaft an Euch.“ —

Verwundert blickten die Frauen auf den Jüngling und Gräfin Adelheid frug: „Wie heißt Euer Herr?“

Da erhoben sich Heinrichs Augen treuherzig, indem er zur Antwort gab: „Mein Herr ist der große St. Christoph im Himmel droben und er läßt Euch einladen zu seiner Bruderschaft, die er auf Erden gründen will durch mich, seinen Knecht.“

„Das ist ein seltsamer Herr und ein seltsamer Diener,“ — sprach die Gräfin lächelnd; dann fuhr sie fort: „Wie aber nennt Ihr Euch, Fremdling?“

Heinrich näherte sich zutraulich der Gräfin, reichte ihr die

---

*) Graf Wilhelm von Cilley starb schon am 19. September 1392 in Wien auf der Rückkehr von einem Türkenfeldzuge.

Urkunde hin und sagte: „Seid so gut, edle Gräfin, und leset, was da drinnen steht, 's ist alles getreulich verzeichnet vom Herzog Leopold selber."

Als die zarten Hände nun die Urkunde entfalteten, blinkte der Farben-, Gold- und Silberglanz der Wappen so herrlich, daß daneben selbst die Farben der Stickerei matter erschienen und Erstaunen zeigte sich auf allen Gesichtern. Es steigerte sich, als die Gräfin mit lauter Stimme die uns bekannte Urkunde las. Nachdem sie geendet hatte, sprach sie bewegt: „Heinrich von Kempten, diesem Herren und diesem Werke, von dem Ihr bei uns auch eine Probe abgelegt habt, wollen wir Euch nicht abtrünnig machen. Aber wie kommt es, daß Ihr Euer junges Leben für ganz fremde Menschen wagt, ohne jeden Erdenlohn?"

Heinrich entgegnete treuherzig: „Seht, gnädige Frau, ohne das Erbarmen des Meiers von Kempten wär ich ja selber auch nimmer am Leben; — vom Erbarmen landfremder Leute leb' ich und so gehört's denen mit Recht." Dann erzählte er seine einfache Geschichte und schloß mit den Worten: „Und nun fleh ich zu Euch um der heiligen Barmherzigkeit willen, gebt mir eine Gabe aus Euren reichen Schätzen, Ihr und die andere Edelfrau mit dem Kindlein und verbrüdert Euch mit dem großen Bund durch einen jährlichen Beitrag. Gott aber segne es Euch tausendmal an Gut und Leben und an Eurer Seele Seligkeit."

Es lag in den schlichten Worten eine unbeschreibliche Innigkeit, welche alle Anwesenden rührte. Gräfin Adelheid entgegnete sogleich: „Es sei, wie Ihr begehrt. Aber wie können wir Euch, Heinrich von Kempten selber, die edle That an dem verunglückten Kinde lohnen?"

Da schweiften Heinrichs Augen mit fast kindlicher Freude über das glänzende Wappenbild des Banners und er sagte zögernd: „Ich wüßt schon was!" —

„Nun, so sagt's frischweg, Heinrich!" — ermunterte die Gräfin.

„Wollt Ihr mir das schöne Wappen da unter Eure Namen

malen, wie der Herzog Leopold hat thun lassen? O, das könnt mich freuen, mehr als Alles!" — war nun Heinrichs etwas stotternde Antwort.

Die Burgfrau lächelte Gewährung zu und sagte dann zu ihrer Zofe: „Agnes, Du warst schon einmal seine Führerin; bring ihn zum Schloßhauptmann, daß er unser Gast sei und gut bewirthet werde." Dann neigte sie das Haupt zum Abschiede und Heinrich verließ das Gemach. Auf dem Wege sagte dieser traulich zur Zofe: „Und wie steht's mit Euch, Jungferchen? Gefällt Euch St. Christoph nicht zur Bruderschaft? Ihr habt gewiß in Eurem Täschlein da mit den silbernen Borten auch etwas innwendiges Silber."

Agnes lächelte und klimperte mit dem Inhalte vor seinen Ohren, indem sie rief: „So, meint Ihr, das sei für Euch? das reicht gerad für Bänder und Spitzen, wenn der Sebastian Mosatti wieder vorspricht; das ist der rechte Mann dafür!"

Heinrich merkte wohl, daß sie scherze; drum rief er lachend: „O, der käm nicht mehr, wenn ich ihn auf dem Arlberge nicht aus dem Schnee gezogen hätt'; aber all seine Waaren sind drin stecken blieben; er hat nichts mehr für Euch. Drum gebt das Geld nur mir für St. Christoph."

Agnes reichte es ihm lachend; aber er mußte ihr dafür die Geschichte von Sebastian erzählen. Dann rief sie: „Das sag ich den Andern; Ihr sollt all unser Geld haben! Bis der Sebastian wieder mit neuen Waaren kommt, gibt's auch neue Silberstücke."

Auf der Gräfin Geheiß fand Heinrich auch unter den Kriegern gute Aufnahme. Nachdem er sein Rößlein in die Burg geholt hatte, verbrachte er den Tag und den folgenden theils in der Thorstube, theils unter den lustigen Gesellen, theils beim Schloßkaplan, wo überall kleine Bruderschaftsgaben floßen. Am dritten Tage wurde er wieder in die Halle beschieden, wo ihm schon von Weitem das gemalte Wappen entgegenleuchtete. Reiche Gaben fügten sich dazu und auch die Zofen hatten ihr Scherflein gegeben. Als ihn die Wittwe und Gräfin

Anna entließen, hing eine Thräne der Segnung in ihren Wimpern. Reich beglückt und ermuntert verließ Heinrich die Burg und fühlte neuen Muth zu seiner Pilgerfahrt.

Sechszehntes Kapitel.

Die Burg des Raubritters.

Es schien, als ob St. Christoph seinem Schützlinge den Weg bahnen und die Hindernisse beseitigen wolle, denn der gute Anfang hatte auch einen eben so guten Fortgang. Gräfin Adelheids buntes Wappenbild verschaffte Heinrich bei manchem, dem Hause Cilley verwandten Geschlechte eine freundliche Aufnahme. Er bereiste ganz Steiermark, Kärnthen, Krain und Oestreich; die Burgen der Edlen und Grafen von Peckau, von Urle-Waldeck, von Runa, von Henneburg, Pfannenberg, Löben, Epstein und wie sie alle heißen, die alten Geschlechter. Die Wappenschilde und Namensunterschriften auf Gräfin Adelheids Pergamente vermehrten sich wo immer eine des Malens kundige Hand war. Wenn das Blatt sich gefüllt hatte, kam ein anderes an die Reihe und Heinrich sah im Geiste schon daraus ein Buch entstehen.

Aber auch manche Gefahren drängten sich ihm entgegen und er dankte oftmals im Stillen dem guten Herzoge Leopold für das starke und schnelle Roß. Der wohlberittene und muthig aussehende Bursche konnte schon einem wilden Gesellen Trotz bieten; wenn ihn jedoch ein Trupp von Reißigen anhielt, zeigte er des Herzogs Paß und Urkunde.

Was ihm jedoch nicht minder gut zu statten kam, war sein offenes, treuherziges Wesen, vermischt mit keckem Muthe und einer von Witz belebten Heiterkeit, welche die finstern Gesichter im Burghofe nicht selten zu schallendem Gelächter zwang und ihm auch manch Fürwort der Zofe bei ihrer Herrin einbrachte. Stand er aber vor der Schloßgebieterin oder dem Burgkaplan, dann siegte die fromme Einfalt seiner begeisterten Seele.

Tage waren in Wochen und Monate übergegangen, seitdem sich Heinrich auf der Reise befand. Er hatte die Stürme und den Frost des Winters, den sich wild kreuzenden Regen, jedes Ungestümm der Witterung ertragen, oftmals ohne schützende Herberge; er hatte mit Durst und Hunger gekämpft, rauhe Behandlung erlitten; gleich dem Aprilwetter hatte die Gunst der Menschen gewechselt, aber unverdrossen zog er nun in den hellen, schönen Frühling hinein. Dieser sproßte jetzt aus der Erde und den Zweigen, wiegte sich in den Lüften, feierte seine Glorie im Sonnenschein und zog auf den Silberwölklein am blauen Himmel dahin. Da kamen auch neue, selige Gefühle in sein Herz, daß es drin wogte, wie in der Erde selber, die ihre Blumen und Gräser emporsandte. Jetzt endlich hatte er ja den Wunsch seiner Kindheit erreicht und sah die Welt vor sich liegen. Das war ein rasches, buntes Vorüberziehen von Bildern und die neubelebte Schöpfung bot ihm tausend Wandergrüße. Die Vögel sangen sie in sein Ohr, der Lufthauch sauste sie ihm neckend durch's Haar, die eiligen Bäche und Flüsse murmelten und rauschten ihm zu, die Sträucher und Bäume neigten sich traulich und die Sonne lächelte ihm unzählige Erinnerungen in's Herz.

So friedlich und ungestört sollte jedoch seine Pilgerfahrt nicht immer verlaufen. Heinrich hatte nun die östereichische Grenze verlassen und befand sich in Ungarn, dem fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand und wo des Herzogs Urkunde die Geltung verlor. Da waren auch die Menschen anders und seltsam mit den dunklen, bärtigen Gesichtern, den blitzenden Augen, dem schwarzen, niederwallenden Haare, der fremden Kleidung, über welche selbst an warmen Tagen der Schafspelz sich schlang, um dem raschen Wechsel von Kälte und Hitze zu trotzen. Auf flinken Rossen jagten die Reiter pfeilschnell an ihm vorüber und blickten ihn stolz und finster an. Da galt es, mit Vorsicht aus dem Wege zu reiten, oder mit unbefangener Miene das pochende Herz zu verbergen.

Jetzt kannte er auch nicht mehr, wie in der Heimath, wo

ihm Auskunft geworden war, die Burgen und Namen deren Besitzer; er mußte sich schon auf sein gutes Glück verlassen.

Als er eines Tages auf's Ungewisse dahinritt, sah er eine stattliche Burg in der Ferne. Er beschloß, dahin sein Pferd zu lenken und zuerst in der Nähe eine Herberge zu suchen. Als dies geschehen war, ging er auf sein Ziel los und erreichte bald die Veste. Sie hatte nichts weniger als ein freundlich einladendes Aussehen; ihre grauen Mauern erhielten keinen Schmuck durch ein buntes, im Winde flatterndes Banner; auf dem Söller gewahrte man weder Edeldame, noch Zofe; kein geschmückter Zelter sprengte durch die Frühlingslandschaft; kein flinker Page prangte in bunter Tracht: Alles trug nur das wüste Gepräge jener kriegerischen Zeit. Aber Heinrich ließ den Muth nicht sobald sinken; seine Reiseerfahrungen hatten alle Zaghaftigkeit abgestreift; wie oft war er schon vom Scheine betrogen worden und hatte bei glänzender Pracht nichts gesammelt, während die rauhe Umhüllung oftmals eine freundliche Seele barg. Er näherte sich also dem Burghofe und schaute hinein.

Zwei Gruppen hatten sich im Hofraume gebildet. Zur Linken von dem Portale waren die Zecher auf die Erde gelagert; in ihrer Mitte befand sich ein großes Faß mit feurigem Ungarwein gefüllt, und dieser trieb bereits seinen losen Spuck in den gerötheten Köpfen. Die Becher klirrten in der Runde, rohe Scherze brachten ein schallendes Gelächter hervor, der Uebermuth zeigte sich in jeder Bewegung und dann ertönte ein Lied, in welches der ganze Chor einfiel. Weniger fröhlich war die Gruppe zur Rechten. Ueber dem steinigen Boden lag ein Teppich; die Ritter, denn aus solchen bestand die ganze Gesellschaft, hatten einen Kreis gebildet, und mitten drin rollten die Würfel aus dem Becher. Noch mehr, als der feurige Ungarwein, brachten diese eine wilde Glut in die Köpfe. Statt der rauhen Lieder schallten Flüche nach jedem schlechten Wurfe; die Goldfüchse rollten aus der Tasche auf den Teppich; höhnendes Gelächter drang aus manchem Munde, wenn auf das letzte Goldstück ein Kettlein, oder eine kostbare Schwertzier folgte und

nicht selten ballte sich dann ingrimmig die Faust, oder sie fuhr an den Schwertgriff. Daneben saß auf seinem Stuhle der Burgherr und schaute dem Spiele zu. Sein flammender Blick gebot Friede und gleich einem Blitze zuckte es über das narbige Angesicht, wenn seine Befehle nicht beachtet wurden.

Heinrich hatte dieses Alles kaum bemerkt, als er sogleich erkannte, daß es Stegreifritter unter des Burgherrn Anführung sein müßten. Hier von der Barmherzigkeit etwas erwarten wollen, wäre Thorheit gewesen, obwohl das blinkende Gold ihm zu winken schien, es aus so unwürdiger Haft zu befreien. Er wollte sich entfernen, als ein neuer Anblick ihn fesselte. Einer der Ritter hatte nun sein Wehrgehänge verspielt. Im heftigen Zorne schleuderte er es von sich und ein wilder Fluch über falsches Spiel brauste hervor. Augenblicklich blitzten zwei Schwerter gegen einander; der Burgherr fuhr dazwischen und donnernd schallte sein Wort durch den Hof: „Spart Eure Stöße für die Feinde da draußen! nieder mit den Waffen; wir sind geschworene Kampfbrüder, und wer das vergißt, soll uns Alle zum Gegner haben.“

In verhaltenem, finstern Grolle traten nun die Streitenden auseinander; aber ihr Blut war in Wallung und ihre Wuth suchte ein anderes Ziel. Eben wollte sich Heinrich unbemerkt von dannen schleichen, als der eine dieser Ritter ihn gewahrte und nun schrie: „Ein Spion! ergreift ihn! dort lauert er am Thore!“

Sogleich trat er gegen Heinrich, der es am gerathensten fand, furchtlos Stand zu halten. Die Ritter sprangen ebenfalls empor und der Burgherr ergriff rasch die Gelegenheit, den vorigen Auftritt zu verwischen, indem er seinen Knechten gebot, den Fremden herbei zu führen.

Hier galt ruhige Besonnenheit als einzige Waffe. Heinrich näherte sich also dem Stuhle, wo der Burgherr gleich einem Richter saß und ihm mit finsterem Blicke drohte. Die beiden Gruppen hatten sich zu einer verschmolzen und sich um ihren Führer geschaart. Da stand nun Heinrich wie ein angeklagter

Verbrecher. Er verneigte sich vor dem Burgherren, blickte ihm frei und furchtlos in's Gesicht, der Anrede harrend. Diese ließ nicht lange auf sich warten; im rauhesten Tone sprach der Ritter: „Was führt Dich hieher in unsern Burghof, frecher Geselle?“

Heinrich nahm des Herzogs Urkunde hervor und indem er sie dem Ritter hinreichte, entgegnete er ohne Zittern in der Stimme: „Der Herzog Leopold von Oestreich“ —

Aber kaum war dieser Name erklungen, als der Ritter von seinem Stuhle aufsprang, an sein Schwert griff und in höchster Wuth schrie: „Mord und Tod! — der Herzog Leopold! Wie wagst Du es, diesen Namen hier zu nennen! Hier bin ich der Herr und dort sind meine Burgverließe, tiefer als in Wien, Graz oder Inspruck. Sag ihm, wie man seinen Abgesandten hier empfängt! Los mit den Hunden! sie sollen mit ihm die Hetzjagd halten, wie es für solchen Herrn und solchen Knecht gebührt. Meint er, bis hieher reiche seine Macht? Er hat uns aus seinem Land vertrieben, und schlechter noch soll es seinem Spion und Abgesandten hier ergehen!“

Bereits hatten sich mehrere Knechte um Heinrich gedrängt; man vernahm aus der Ferne das wilde Geheul der anstürmenden Meute — und jetzt brannte auch ein Feuer in Heinrichs Augen, indem er rief: „Ich bin kein Spion, ich ziehe in Frieden umher von Burg zu Burg, von Land zu Land, um das heilige Almosen zu sammeln“ —

Er konnte den Satz nicht vollenden: Ein höhnendes Gelächter unterbrach ihn und man hörte die Worte: „Leopolds Bettelknecht!“

„Der Schweizerkrieg hat seinen Säckel geleert! Gebt ihm einen rothen Heller!“

„Ja, ein Almosen dem Herzog!“ und die Kupfermünzen flogen gegen Heinrich, der sich nicht zu erwehren vermochte und dessen Stimme im wilden Lärm verklang: „In's Burgverließ mit dem Spion!“

„Nein, die Hunde auf ihn, damit er seinem Herrn sage, wie wir ihn ehren!“

„Ja, die Hunde! die Hunde!“ erscholl es von allen Seiten. Da machte sich Heinrich mit seinen beiden Armen einen Raum; mit all seiner jugendlichen Körperkraft schlug er um sich und eilte aus dem Hofe. Aber ihm nach rasten und heulten die Hunde, von dem Geschrei der Ritter zur Wuth angefeuert. Wie ein gehetztes Wild jagte Heinrich von dannen, übersprang Gräben und Wälle, die Meute ihm nach, jetzt ihm auf dem Fuße, jetzt wieder in kurzer Entfernung. Dort stand ein hoher Baum; wie ein Eichhorn kletterte er empor und saß nun gesichert auf seiner Veste, unten die kläffenden Thiere. Immer wilder heulten sie, bis endlich der Ruf ihrer Herren sie zurückrief.

Nun ward es wieder stille in der Gegend, aber es drängte Heinrich fort und er stieg hernieder, eilte rastlos von dannen, bis die Burg nur mehr in der Ferne zu sehen war. Aber seine Kraft schwand; der Schweiß rann von seiner Stirne, das Herz pochte zum Zerspringen, Entrüstung und Beschämung tobte in seinem jungen Blute. Da setzte er sich auf einen Stein am Wege und allmählig löste sich der innere Sturm in Schwäche auf. Wie in den Tagen seiner Kindheit stürzte eine Fluth von Thränen aus seinen Augen. Eine Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner und sein Herz schrie nach dem stillen Frieden der Heimath. Warum auch war er fortgezogen und hatte sich nicht genügen lassen an dem kleinern Werke! warum wollte er sich vermessen, Großes zu vollbringen, er, das verstoßene Kind, mit dem Brandmal der Schande und Verlassenheit schon auf der jungen Stirne! Hatten ihn nicht seine eignen Eltern schon hinausgestoßen in die Welt, wie diese Räuberbande! War er der rechte Mann, um sich einzudrängen in die Burgen der stolzen Ritter! er, er, Heinrich Findelkind! Nein, er wollte umkehren und seine Verhöhnung zurücktragen in die verborgene Einsamkeit! er wollte sich nicht fürder der Gefahr aussetzen, wie ein Wild gehetzt zu werden! er war ja auch ein Mensch und berechtigt zu menschlicher Achtung!

So dachte Heinrich; er hatte Alles verloren, Zuversicht, Ehre, ja, sich selbst. Sinnend und doch verwirrt in all seinen Gedanken und Gefühlen saß er lange auf dem Steine; Stunde

um Stunde verfloß, und immer noch saß er da. Plötzlich schrack er auf vom dröhnenden Klange eines Hufschlages: ein wild schäumendes Pferd rast einher; es schleppt den Reiter nach sich und das quellende Blut färbt die Erde. — Augenblicklich ist auch Heinrichs Geistesgegenwart und sein Drang zu retten, zurückgekehrt. Er springt auf, stürzt dem wilden Rosse entgegen, fällt in die Zügel, kämpft mit dem rasenden Thiere in gewaltiger Manneskraft; es stutzt und steht; Heinrich blickt ihm mit dem Bann des Geistes in die Augen und das Thier fühlt die Macht seines Herrn — es ist gebändigt und steht ruhig wie eine Mauer.

Heinrich eilt von dem Pferde zum Reiter, und löst dessen Fuß aus dem Bügel. Dann überläßt er das Thier seinem freien Willen und sieht es ruhig die Straße hinziehen. Hierauf trägt er den bewußtlosen Reiter zum Rasen neben dem Steine, wo er selbst so lange gesessen war. Das Blut quillt aus der tiefen Kopfwunde und er sucht es mit seinem Tuche zu stillen. Endlich kehrt Leben in den Verunglückten zurück; er erwacht an der Brust seines Retters.

Es war ein Jüngling seines eignen Alters und Heinrich entnahm bald aus abgebrochenen Worten, daß er des Burgherrn Sohn sei. Da zuckte noch einmal das bittre Gefühl durch sein Herz, seine Stirne verfinsterte sich und als ob des Jünglings Blut sein Gesicht gefärbt hätte, glühte es. Verwundert und erschrocken gewahrte es der Junker, aber bei diesem Blicke war auch Heinrichs erregte Seele besänftigt. Mit emsiger Sorgfalt pflegte er nun den Verwundeten, holte aus dem nahen Bächlein das kühlende Wasser, wusch das gestockte Blut von der Stirne, und benetzte die brennenden Lippen.

Als der gerettete Jüngling wieder sich etwas erholt hatte, überschüttete er den Fremdling mit Worten des Dankes und schloß dann: „Kommt mit mir auf die Burg! mein Vater wird Euch lohnen, was Ihr an mir, seinem einzigen Sohne, gethan habt.“

Ein bitteres Lächeln zog nun über Heinrichs Lippen, indem er entgegnete: „Euer Vater mich lohnen? — Ich zur Burg zurück-

kehren? — Sie haben mich mit Hunden gehetzt, wie ein Wild. Ja, seht mich nur erstaunt an, Junker! Das haben sie an mir gethan vor wenig Stunden! Meint Ihr, weil ich arm und niedrig bin, es fließe nicht auch wallendes Blut in meinen Adern, wie in den Euren? Meint Ihr, so ein armer Bursch hätt' nicht auch ein Flämmchen Ehre im Leibe? — Seht, sie haben es fast ausgelöscht, aber Euer rieselndes Blut da hat es wieder angezündet. Wie Euer Roß Euch fast das Leben nahm, haben Eure Hunde mir's auch fast genommen; ich mein nicht das leibliche Leben, sondern das was dem Manne Kraft verleiht, sein Selbstbewußtsein. Aber St. Christoph ist mir zu Hilfe gekommen, daß ich in Eurer Rettung die Schande in mir selber austilgen konnt', und ich segne Euch Junker deßhalben." —

Im Innersten erschüttert hatte der Jüngling auf Heinrichs Worte gehört; er senkte das Haupt und seufzte tief; eine heilige Bluttaufe mochte in diesem Augenblicke den Sohn des ritterlichen Räubers zu einem bessern Leben weihen. Heinrich bemerkte dessen Bewegung und sprach freundlich: „Kommt, Junker, stützt Euch auf meinen Arm, ich will Euch zum Schlosse führen. Das ledige Pferd wird drinnen Schrecken verbreitet haben; wir dürfen nicht länger säumen."

Schweigend folgte der Junker dem Geheiße und sie schritten langsam der Burg zu. Unter dem Thore standen bereits mehrere Ritter und der Burgherr stürzte nun in ihre Reihen. Da zitterte seines Sohnes Arm in jenem des Führers und er wandte flehend das bleiche Gesicht zu Heinrich. Dieser machte sanft seinen Arm los, übergab seine Bürde einem Herbeieilenden und ohne nur einmal rückwärts zu sehen, oder auf den lauten Ruf zu horchen, eilte er von dannen, fort nach der Herberge, wo er sein Pferd gelassen, sattelte und bestieg es und ritt weiter, immer weiter in die milde Frühlingsnacht hinein, ohne Rast, bis die Ruhe der Schöpfung auch seine erregte Seele einwiegte und er den Hauch Gottes um- und in sich verspürte.

Siebzehntes Kapitel.

Ein kurzer Reiseüberblick.

Heinrich ergriff mit verjüngter Frische seinen Wanderberuf und erkannte in dem letzen Vorfalle die Prüfung Gottes, welche ihn frug: „Willst Du ausharren auch auf dem Wege der Dornen?“ — „Ich will! ich will!“ klopfte jeder Pulsschlag und sein Auge glänzte im freudigen Opfermuthe. Er zog weiter in das Land hinein, und er ward geläuterter und demüthiger. Wie der heiße Sonnenstrahl die Erde vertrocknet und das rege Leben darin erschlafft: so geht's auch der Seele mit dem beständigen Glücke. Wie so ein Sturm sie reinigt! so eine Fluth sie auffrischt! Der überaus glückliche Verlauf seiner Reise bei den Reichen des Landes hatte ihn vergessen lassen, was die Pilger ihm einst von dem Geiste der rechten Wallfahrt gesagt. Nun beschloß er, nicht nur in Burgen die reiche Gabe zu sammeln, sondern auch auf der Straße und in den Städten um das arme Schärflein zu bitten, damit der Segen der Entbehrung zum Almosen komme.

Oftmals stieg Heinrich vom Pferde und ging wallfahrend daneben her, indem er eines seiner alten Pilgerlieder sang. Dabei fand er Gelegenheit zu manchem Gespräche auf der Landstraße und zum Einsammeln der kleinen Gaben. In Dörfern und Städten sammelte er auch in den Häusern, und wo er rauh abgewiesen wurde, legte er seine Demüthigung zum Almosen. Er bettelte sein Brod vor den Herbergen und wenn ihm die freie Aufnahme versagt wurde, schlief er unter einem Baume; sein Rößlein fand Nahrung genug, er selber aber konnte hungern. Er war wieder ganz der arme Heinrich Findelkind wie vor sechszehn Jahren; nun aber konnte er tüchtig der Mühsal trotzen und er trotzte ihr mit Leib und Seele.

Er befand sich nun mitten in Ungarn und mitten im Sommer. Vor ihm lagen die weiten, grasreichen Ebenen, die unabsehbaren Haiden, die Melonen und Fruchtfelder jenes Landes. Der Magyare auf seinem flinken, kleinen Rosse sauste an ihm

vorüber; die fremde, klangreiche Sprache berührte sein Ohr und manches Wort grub sich fest in sein Gedächtniß, daß er bittend und traulich den stolzen Geist jener Einwohner besiegen konnte. Die Landschaft zog in malerischem Wechsel an ihm vorüber: Traubenhügel, unzählige Flüsse und Bächlein, das finstere Gebirge mit seinen Klüften und Eishöhlen, die spiegelklaren Seeflächen, Sümpfe und Moräste, die wunderlichen Luftspiegelungen der Haide, alles, alles war da zu sehen.

Endlich gelangte er nach Galizien, damals zu Polen gehörend, das terrassenförmig sich gegen die Karpathen hinzieht, in das Flußgebiet des Dniester, Pruth und Bug. Da galt es Vorsicht aller Art zu üben. Tiefe Moräste breiteten sich aus und machten die Reise unsicher; wilde Bienen umschwärmten ihn und das Pferd, Bären und Wölfe heulten durch die Nacht der Gebirgswälder und es galt oftmals rasche Flucht, um das Leben zu retten.

Von hier aus durchwanderte er ganz Polen, und hatte seine Freude an den schönen Menschen mit starkem Körperbau, feurigem Auge und rascher Gewandtheit. Er sah sie einsam ihre Heerden weiden, stets eine Art Streitaxt mit langem Stiele, welcher zugleich als Stab und Waffe diente, in der Hand haltend. Bei manchem der adeligen Geschlechter war ihm Gräfin Anna von Cilley's Wappen ein guter Geleitsbrief, denn sie hingen an dem alten Königshause der Piasten, das mit Kasimir dem Großen in männlicher Linie erlosch und dessen Krone nunmehr auf dem Haupte Ludwigs von Ungarn saß. Da fiel manch' reiche Spende in seine Reisetasche und er segnete die Stunde, wo er den armen Knaben im Burggraben gerettet hatte.

Jetzt lenkte Heinrich sein Roß gegen die Küsten der weiten Ostsee, und durchzog die Sandflächen Pommerns, diese endlosen Ebenen, nur durch kleine Seen und Wälder unterbrochen. Rauh und kalt wehte der Wind und der frühe Winter machte die Gegend zu einem öden Leichentuche. Viele Meilen mußte er wandern, bis er endlich ein Haus oder ein Schloß erreichte; aber die Gastfreundschaft bot immer offene Thore und die Nachkommen

von Bogislaw und Wratislaw übten freigebig die Gesetze des Christenthums, welche die erstern ihren heidnischen Unterthanen gegeben hatten. So verstrich der erste Winter in der weiten, fremden Welt für Heinrich und im Glanze der Frühlingssonne lag das Meer vor ihm, das endlose Meer mit seiner ruhigen Fluth gleich einer seligen Menschenbrust, und seinen wilden Wogen gleich jener, welche von Leidenschaften aufgewühlt ist; das Meer mit seinen Silberstreifen, mit seinen beflaggten Schiffen, mit seinem sandigen, bespühlten Gestade, mit seiner täuschenden Vereinigung von Wasser und Himmel. Heinrich zog immer weiter von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Burg zu Burg. Aber den Sohn der Berge überkam endlich eine tiefe Sehnsucht nach dem majestätischen Gebirge, welches den Blick abschließt. Nun zog er rascher vorwärts, hin zum Rheine, der mit seinem Rauschen ihm wie ein Gruß aus der Heimath klang, wo er seine Entstehung hat.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Heinrich bei all seinen Abenteuern, Erlebnissen, Freuden im Gelingen und Demüthigungen der Fehlbitten, durch alle die weiten Länder zu begleiten; es würde den Faden dieser Geschichte in's Unendliche ausspinnen. Es muß uns genügen, bei demjenigen zu verweilen, was im Besondern auf seine Pilgerfahrt einwirkte und so finden wir ihn wieder in den schönen Tagen, wo Sommer und Herbst sich die Hand reichen, dem Rheinstrome entgegen pilgernd. —

Achtzehntes Kapitel.

Heinrich trifft alte Bekannte und besteht mit ihnen ein neues Abenteuer.

Die Sonne durchschimmerte bereits die süßen Beeren der Traubenhügel und färbte dies reiche Gelände des Rheines mit bunten Farben. Geschäftig arbeiteten die Winzer und trugen den Wein zur Kelter; blutroth floß der Most heraus und die muntern Zecher sangen ihr Lied auf Rhein und Wein. Aber

die Morgennebel stiegen schon auf und verhüllten die herrliche Gegend, bis die Sonne siegreich den dicken Mantel zerriß und die Reihen von Burgen auf den Felsen in die Welt hereinschauten. Bunte Ritterzüge, gemischt mit Edelfrauen auf geschmückten Zeltern, zogen zur Jagd; das Horn erklang lustig und mancher Falke stieg in die Luft empor. —

Heinrich zog mit gereiftem Wesen, gestählt in seinem Charakter durch Erfahrungen jeder Art, durch den Verkehr mit edlen Menschen gebildet, der Heimath entgegen. Gott hatte seine Fahrt gesegnet und er brachte nicht nur das nöthige Geld zum Aufbau seines Hospizes, sondern auch viele Einzeichnungen für jährliche Beiträge, um das Werk zu erhalten, nach Hause.

Es war an einem sonnigen Herbsttage, als Heinrich an St. Goar vorüberzog und nicht weit davon das Echo an der Felswand weckte. Immer auf's Neue ließ er seinen Ruf erschallen und freute sich über den Gegenruf. Als er lange verweilt hatte, sah er auf seinem bereits zurückgelegten Wege einen Trupp Reiter langsam einherziehen. Allmählig entwirrte sich derselbe vor seinen scharf hinblickenden Augen und er unterschied deutlich eine Karawane von Kaufleuten mit bepackten Pferden. Sie mochten sich in dieser Gegend, wo Burg an Burg sich reihte und die Strauchritter hinter manchem Felsen lauerten, zu gegenseitigem Schutze vereinigt haben. Auch Heinrich bangte mit Recht in jenen Tagen des Faustrechtes um seinen Schatz, den er in einem Gurte unter dem Wamse trug. Auch war er seit geraumer Zeit einsam dahingezogen und er sehnte sich nach Reisegefährten. Er stellte sich also dem Zuge entgegen und bat den Ersten höflich, sich anschließen zu dürfen. Der Zug stockte, Frage und Antwort wechselten, und Neugierige ritten an die Spitze, um nach der Veranlassung zu forschen. Unter diesen trabte ein Reiter hervor, ein kleiner Mann auf einem kleinen Rößlein und des Mannes Augen fuhren neugierig im Gesichte herum, bis sie den Fremden entdeckt hatten. Plötzlich blitzte freudige Verwunderung durch dessen ganzes Gesicht; er gab seinem Pferde so scharf die Sporen, daß es einen Satz machte und ihn beinahe

abwarf. Der Reiter aber zügelte es, dann streckte er beide Arme aus, zappelte mit den Füßen, und hopste auf seinem Rößlein, als ob er voll des süßen Weines wäre. Alle sahen verwundert auf ihn und ihre Verwunderung stieg, als jener schrie: „Heinrich Findelkind! er ist's leibhaftig! Hoho! alter Kamerad!“ —

Als Heinrich seinen Namen hörte und die Stimme an sein Ohr schlug — rief er aus Leibeskräften im vollen Jubel des Wiedersehens: „Sebastian Mosatti!“ und dabei lachte er, daß der Fels widerhallte.

Wer kennt nicht die Freude, in der Fremde unversehens einen treuen, muntern Freund wieder zu sehen! Das ist ein Sonnenschein, heller und feuriger, als der vom klarsten Himmel herab. Ja, es war der kleine, lustige Italiener, es war Sebastian leibhaftig, nur zu Roß, nicht zu Fuß, mitten in der glänzenden Landschaft, die er ihm früher so enthusiastisch geschildert und die Sehnsucht darnach erregt hatte.

Als die Beiden gegenüber hielten, drehte Sebastian den linken Fuß gegen rechts, schwang sich aus dem Sattel und stand auf der Erde. Ein kalter Gruß zu Rosse genügte ihm nicht. Auch Heinrich that das Gleiche und streckte dem Freunde beide Hände entgegen. Der aber packte ihn um den Leib, tanzte im Kreise herum, betrachtete Heinrich von Kopf bis zu Fuß und rief seinen Gefährten zu: „Schaut ihn nur an, das ist er! das ist Heinrich Findelkind, der Tausendskerl! Hat mich großen Burschen auf dem Rücken durch den Schnee getragen. Wenn Ihr auf dem Arlberg stecken bleibt, thut nichts! der zieht Euch, Mann und Roß, heraus! Aber nun wieder auf's Pferd! Sollst mit Allen Bruderschaft machen beim besten Glas Wein in der Herberge.“ —

Der ganze Zug hatte sich um die Beiden geschaart und Alle lachten über Sebastians laute Freudenäußerungen. Bald war Heinrich in ihrer Mitte, Sebastian dicht an seiner Seite, mit Fragen unabläſsig, ohne die Antwort völlig abzuwarten; denn stets erweckte der Name einer bekannten Burg, die Heinrich besucht hatte, eine neue Frage. Erst in der Herberge konnte

er seine Erlebnisse im Zusammenhange erzählen und auch hiebei unterbrachen ihn oftmals Sestastians lebhafte Ausrufungen des Staunens, der Freude oder Entrüstung.

Nun folgte für Heinrich ein vergnügliches Weiterziehen. Eine Burg nach der andern winkte von den Bergen; Schiffe und Boote durchschnitten den Strom und ließen die lange, silberglänzende Wasserstraße zurück; einsame Fischerhütten, mit Netzen behangen, standen am Ufer; dort sah beim heranziehenden Gewitter ein Weib forschend nach dem Strom, wo der Mann und der Sohn mit den Wogen kämpften; hier harrte sie mit dem Kindlein auf dem Arme beim Sonnenlichte des heimkehrenden Vaters, um ihn zu begrüßen; das Lied der Winzer und Fischer klang über die Traubenhügel und den Fluß, unzählige Reisebilder wechselten mit einander, und Heinrich hatte Muße, sie zu betrachten, denn der Zug bewegte sich langsam. Nicht selten zogen die Kaufleute mit ihren Waaren vor die Burg; dann war Sebastian Heinrichs treuer Begleiter. Eh' er noch seine Kettlein, Spitzen und Bänder auskramte, pries er den Edelfrauen Heinrichs Lob, daß dieser oftmals erröthend den Blick senkte. Bei Rittern und Knechten, bei Pagen und Zofen vermischte er seinen Scherz mit dem verborgenen Ernste; er zeigte seinen Retter gleich einer seltenen Waare, welche er nicht genug erheben konnte; er sprach manch schmeichelndes Fürwort, daß Heinrichs Wappenbilder sich vermehrten und die Pergamentblätter sich anhäuften.

Heinrich war bereits seit mehreren Tagen mit der Karawane gezogen. Der Abend brach herein und sie hatten noch eine ziemliche Strecke bis zur Herberge zurückzulegen. Sie beschleunigten ihren Ritt und hielten sich dichter zusammen; denn oftmals verengte sich der Weg zwischen Felsen und Gebüschen, welche einen Hinterhalt für Strauchritter gewährten, denen die Schätze der Kaufleute eine gute Beute sein konnten. Schweigend und vorsichtig ritten sie dahin und ihre Furcht zeigte sich nur zu bald begründet, denn plötzlich brachen sechs Reiter durch das Dickicht und überfielen die Karawane mit lautem Geschrei.

Ihre wilden Rosse drangen in die Schaar, daß diese anfangs erschrocken auseinanderstob und Jeder nur an die Rettung seines eignen Lebens und Besitzes dachte; der Zweck ihrer Vereinigung war durch den Schrecken vernichtet. Im Mondschein blitzten die gezogenen Schwerter; an den Felsen widerhallte das Geschrei und vermehrte täuschend die Zahl der Angreifenden; das Stampfen der Hufe drang dazwischen und das bleiche Mondlicht machte den Angriff noch verwirrender. Nur Einer unter der bedrohten Schaar hatte schnell wieder die Geistesgegenwart gewonnen; es war Heinrich. Rasch überschaute er die Zahl der Räuber, verglich sie mit der fast doppelten seiner Begleiter und der muthige Bergsohn fühlte in seiner Seele die Kampflust und Entrüstung gleich Feuerfunken sprühen. Er zog den Zügel seines Rosses an; dieses bäumte sich hoch auf; die Erinnerung an manchen bestandenen Strauß in des Herzogs Diensten mochte es instinktartig erfassen. Mann und Roß übernahm nun die Anführung im Gegenkampfe; Heinrichs Schwert blitzte und er rief: „St. Christoph, zu Hilfe! Kameraden, zusammen gehalten! Zwei Mann gegen Einen! drauf los! es gilt Gut und Blut!"

Sein Ruf war von einem so kräftigen Schwertstreiche begleitet, daß im plötzlichen Angriffe Einer der Feinde wankte, und nun wehrten sich die Kaufleute tapfer. Schlag auf Schlag erklang; Funke auf Funke fuhr aus dem Stahle; Heinrich tummelte sein Roß mit der Leidenschaft und Kraft der Jugend; wo Einer seiner Gefährten in Gefahr schwebte, war er an dessen Seite mit dem Schrei: „St. Christoph zu Hilfe!" und alle seine Gefährten stimmten ein in den Ruf. Bald schien der Sieg auf der Einen, bald auf der andern Seite, bald die Raublust, bald die Vertheidigung des Lebens die Kraft zu verstärken; dort blutete ein Arm, hier erlahmte ein anderer; Blut und Schweiß vermengten sich; die Wagschale schwankte, lauter klangen die Flüche der Räuber, verzweiflungvoller der Ruf: „St. Christoph zu Hilfe!" Da sprengten plötzlich zwei Reiter einher und nun entsank auch Heinrich die Hoffnung; er senkte für einen Augenblick sein Schwert, aber sogleich zuckte es wieder auf,

denn er hörte die Worte: „Sancta Maria für uns!“ Das war ein Erkennungszeichen der Hilfe und mit seinem eignen Loosungswort gesellte sich Heinrich zu den Ankommenden. Auf's Neue entbrannte der Kampf, die Feinde begannen zu weichen; Einer nach dem Andern verschwand im Walde; nur vereinzelte Schwertstreiche schallten nach, endlich verstummten auch diese und kein fremder Ritter, als die beiden Helfer, befand sich mehr auf dem Platze.

Es trat eine fast schauerliche Stille ein nach dem Lärm des Kampfes, nur vom Stöhnen eines Verwundeten unterbrochen. Man schaarte sich, sammelte die bepackten Thiere, und kam demselben zu Hilfe. Da rief der Eine der beiden Fremden: „Benützt den günstigen Augenblick! der Wald und die Burg dort oben möchten noch mehrere Räuber im Horste tragen und die wilde Schaar verstärkt zurückkehren.“

Es war eine tiefe, aber doch sanft klingende Stimme, welche also mahnte; und doch bebte Heinrichs Herz von einer unerklärlichen Regung. Sie verstummte; aber er hörte sie immer noch, wie Kirchenglocken eines heiligen Festes, nachdem es längst vorüber. Wo und wann hatte er diese Stimme schon gehört? Keine deutliche Erinnerung löste diese Frage. Sie waren schon auf dem Weiterzuge, die Pferde stampften auf dem harten Boden, aber die Stimme klang immer noch durch seine Seele. Bald war sie wie der begleitende Orgelton zu frommen Liedern, und alle jene aus seiner Knabenzeit drängten sich hervor; eh' er's wußte, quoll es von seinen Lippen:

„Heil'ger, starker Gott!
Verschmäh uns nicht, wenn die Kraft gebricht“ —

und die beiden Fremden stimmten ein in das Lied; Alle waren davon ergriffen und sangen es mit zum Dank ihrer Rettung, daß es feierlich durch die Nachtluft klang und der Strom dazu melodisch rauschte.

Als das Lied verstummte, sah sich Heinrich in Mitte der beiden Fremden; aber in seiner Seele war es klar geworden; die Vergangenheit stand in hellem Schimmer vor ihm; Wort

und Töne hatten das Geheimniß gelöst und er rief: „Bruder Anselm! Bruder Balthasar!“

„Heinrich Findelkind!“ klang es entgegen.

Das war ein Wiederfinden, noch herrlicher, als bei Sebastian, nur weniger laut; aber Heinrichs Augen waren feucht von der Freude; er ließ den Zügel fallen, streckte beide Hände nach Rechts und Links; er drückte die eine Hand und zog die andere an seine Lippen. Nein, er konnte nicht reden; der Strom neben ihnen warf keine so hohen Wellen, wie sein bewegtes Gemüth, und ob seine Tiefe auch den ganzen Nibelungenschatz verbarg, einen so reinen und goldenen Schatz der Dankbarkeit, wie Heinrichs Seele umschloß, hatte er doch nicht.

Jetzt nahten sie sich Mainz, dieser alten, ehrwürdigen Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln, im Halbzirkel am Strome gelagert. Der Mond versilberte die Kreuze des Doms und in den Herzen der Kaufleute lebte das Gefühl der Sicherheit auf; denn hier hatte ja der Städtebund zum Schutz des Handels gegen die Raubritter seinen festen Knoten geschlungen; hier konnten sie sicher ruhen und sich dann einzeln ihrem Ziele zuwenden. Sie suchten gemeinsam eine Unterkunft und auch Ritter Wolfegg mit Balthasar zogen dort ein.

Als sich die Reisenden in ihren Kammern vertheilt hatten und Alle im Schlummer lagen, brannte noch in Einem Gelasse die Lampe. Dort saß der Ritter mit seinem wiedergefundenen Schützlinge, der vor ihm auf die Kniee gesunken war und ihm in Kürze seine Erlebnisse erzählte. Dann verabredeten sie, daß Heinrich mit dem Ritter ziehen solle auf die Burgen des Schwabenlandes, wo Ritter Wolfegg selber zu Hause war.

Am nächsten Morgen trennte sich Heinrich dankend, so wie Dank und Gaben empfangend, von den Kaufleuten und dem ehrlichen Sebastian, der ein baldiges Wiedersehen auf dem Arlberge verhieß und zog mit seinem Freund und Beschützer seinem Ziele zu.

Jetzt waren es wieder die gleichen Personen, welche vor achtzehn Jahren sich vereint hatten; wie ganz verschieden nach

Außen! und doch merkten sie es kaum. Wir können von Jemand lange getrennt sein, sogar in der wichtigen Zeit der geistigen Entwicklung, und dennoch beim Wiedersehen uns innerlich erkennen, wenn nur das erste Erkennen ein richtiges gewesen und die Entwicklung naturgemäß vor sich gegangen ist. Es mußte so kommen, wie es kam. Heinrich war nicht von der Außenwelt in seiner geistigen Entfaltung gestört. Zwischen den hohen Wänden des Arlberges war die Saat der Pilger in seiner Seele aufgesproßt, gleich den Blüthen im Klostergarten, über welche von der Kirche herüber die Gebete ziehen. Lawinendonner, das Rauschen der Bergstürze, das rollende Ungewitter, der Hilferuf eines Verunglückten: dies war der heilige Orgelton, der ihm stets das Lied der Barmherzigkeit vorsang und Gottesdienst mit Menschendienst vereinigt predigte. So war Heinrich geworden, wie ihn Bruder Anselm wiederfand auf der zweiten Pilgerfahrt. Mit innigem Wohlgefallen betrachtete er den Jüngling. Jetzt war an ihm das Fragen und er horchte begierig auf alle Einzelnheiten, die, vom Zauber einer demüthigen Einfalt umweht, von Heinrichs Lippen floßen.

So ritten sie in gegenseitigem Austausche ihrer Erlebnisse des Weges. Wie ehmals fiel aus dem Geiste des Ritters mancher helle Strahl auf die Ereignisse. Er ließ Heinrich seine Vergangenheit erkennen mit den verschlungenen Wegen, die ihn Gottes Hand geführt, vom ersten Lebenstage, bis zum gegenwärtigen. Er zeigte ihm, wie Alles in enger Gliederung zusammenhänge, wie nichts fehlen durfte, kein Leid, keine Furcht, keine Thräne, keine Freude, damit die Ereignisse zur festen Kette wurden, wie also Gottes Pläne und Fügungen weise und väterlich seien, wie er in dieser erhebenden Erfahrung sich auch künftig getrost dieser Führung überlassen könne.

Ritter Wolfegg führte seinen Schützling nun auf viele Burgen. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen und sowohl das Almosen, wie das Wappenbuch vergrößerten sich. Einmal hielten sie, wie früher, unter einem Baum die Mittagsrast, und betrachteten dabei die Pergament-Blätter. Sie waren in groß

Quart und gaben nun ein Buch, fast so dick, als lang. Aus allen Theilen von Deutschland, Ungarn, Polen, waren die Wappenschilde verzeichnet und so schön gemalt und vergoldet, daß man sie selbst heut zu Tage nicht schöner machen könnte. Da prangten unter den bereits genannten Wappen jene der Grafen von Montfort, Sargens, Sulz, Hardeck, Hager, Horneck, Lichtenstein, von der Linden, Windischgrätz, Zinzendorf. Alle die edlen Geschlechter hatten sich mit dem armen Heinrich verbrüdert und sich zu einem jährlichen Beitrage verpflichtet.

Als sie dieses farbige Buch betrachteten, dachten sie an das erste Buch, welches Veranlassung zu Heinrichs Leseübung gewesen war. Sie sprachen viel darüber, wie der Mensch nur ausharren dürfe in einem guten Vorsatze, um das Ziel zu erreichen. Ritter Wolfegg aber dachte im Stillen: „Nun ist sein eigen Leben zu einem Buche geworden, an dem die Engel schreiben und malen, an jedem Tage neue Blätter mit rührender Inschrift.“ —

Heinrich war mit seinen Gefährten bereits zwei Wochen auf der Reise, und nachdem er sie noch auf Ritter Wolfeggs Burg begleitet und das Versprechen erhalten hatte, daß sie zur Einweihung des Hospizes kommen würden, verabschiedete er sich und ritt der Heimath zu.

Neunzehntes Kapitel.

Nach achtzehn Jahren.

Zu welcher Heimath?

Noch einmal wollte Heinrich die Stätte aufsuchen, wo sich ihm die erste Heimath erschlossen hatte, und sein Herz pochte in seliger Erwartung, als er sein Roß auf die Straße nach Kempten lenkte.

Wer ist je nach jahrelanger Trennung, welche keine Nachricht ausfüllte, wieder heimgekehrt zur Stätte seiner Jugendlust, ohne dieses Pochen des Herzens empfunden zu haben! Die Gedanken eilen voraus zu jedem Plätzchen und jedes ist bevölkert

mit Erinerungen. Wir sehen wieder die rosigen, lächelnden Gesichter der Gespielen, oder die ernst milden der Eltern; wir hören im Geiste wieder ihre Stimmen, die Luft wird zu ihrem Athem, die Sonne zu ihrem Lächeln, unser eigenes Herz schlägt mit dem Pulse der Kindheit, unser Geist wiegt die Gedanken des Kindes, unser Gemüth verwandelt sich in einen See der Rührung.

Solch eine Stimmung beherrschte Heinrichs Seele; aber je näher er der Heimath kam, desto seltsamer wurde ihm zu Muthe. Zur Freudigkeit gesellten sich die bangen Fragen: wie's wohl daheim aussähe? ob er nicht fremde Leute dort finde? ob sie Alle noch leben? noch an den armen Heinrich denken? Doch bald zog ihn die bekannte Gegend wieder von solchen Gedanken ab. Dort ragte der hohe Berg in die Lüfte und schien ihn zu grüßen; dort sah er die stattliche Burg auf dem Felsen; nun kannte er jede Wegbiegung, er wußte im Voraus, was nun kommen würde: jetzt der kleine, muntere Bach; er war nicht größer und älter geworden und noch eben so lustig und muthwillig die Blumen und Gräser am Rande bespritzend; jetzt der Wald, an dessen Saume sie die Heerden geweidet hatten; jetzt glänzte die Iller herüber; er dachte an den kleinen Schnuffl und seine Kunststücke. Alles, Alles war ganz wie ehedem und sein Herz jubelte hoffnungsvoll. Nun ragte ein hoher Baum empor, der Eichbaum, sein alter, erster Freund; vor ihm lag die Wiese, der Obstgarten mit einigen zurückgebliebenen Aepfeln — Paradieses-Aepfel dünkten sie ihn — und dort die Meierei. Heinrich hielt sein Pferd an, er lauschte, ob er nicht die spielenden Kinder hören könne und vergaß, daß sie gleich ihm längst erwachsen seien. Wahrhaftig! da spielten wenigstens zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Er sprang vom Pferde, warf den Zügel auf dessen Rücken und ließ es frei auf dem Rasen weiden. Er trat zum Baume, zog seine Mütze herab und stand wie vor einem Heiligenbilde. Nun setzte er sich auf das Bänklein und beobachtete die beiden Kinder. Sie waren in dem Alter wie Jakob und

Hanne, als er geschieden war und er rief die beiden Namen ihnen entgegen.

Sie hatten ihn gehört und verwundert nach ihm geblickt. Der Knabe sprang herzu, stellte sich vor ihn und sagte fast aufbegehrerisch: „Ich heiß aber nicht Jakob! so heißt der Vetter; ich heiß Heinrich!“

Es lag in des Knaben Worten und Mienen Stolz auf seinen schönen Namen und er blickte den Fremdling auch mit Stolz an; aber dieser Ausdruck verwandelte sich in Verwunderung: die Augen des Fremden glänzten von helllichten Tropfen auf blauem Grunde. Er zog den Knaben auf sein Knie und sagte: „Ich heiße auch Heinrich! Ja, sieh mich nur an! ich bin der Heinrich Findelkind, von dem Du den Namen hast.“

„Mein Goth! mein Goth! *)“ schrie nun der Knabe und lief immer schreiend dem Hause zu.

Heinrich war ihm nachgeeilt und auch das Mädchen folgte neugierig. Aus der Thüre wankte ein Mütterlein; sie wollte eilen und vergaß, daß ihre Kräfte nachließen; aber Heinrich breitete seine beiden Arme aus und rief: „Mutter, Mutter! da bin ich wieder nach achtzehn Jahren!“

Sie hatte keinen andern Willkomm als ein lautes Schluchzen, ein Händeschütteln und abgebrochene Worte der Freude. Inzwischen rief der kleine Bursche seine Nachricht durch's ganze Haus und den Stall, und Jakob eilte herbei, der große, kräftige Jakob! wieder sahen sich die braunen und blauen Augen treuherzig entgegen, wie in den Tagen der Kindheit, und die Männerhände griffen in einander sich schüttelnd und drückend. Nun kam auch Jörg in seiner bedächtigen Weise, als ob er nicht an das Märchen glauben könne, Jörg der zweite, wie er leibte und lebte; als er jedoch die Gruppe sah, beschleunigte er seine Tritte und rief: „Bist wahrhaftig wieder da! Grüß Gott zu hunderttausendmal! Schau, schau, der Heinrich!“

---

*) Pathe.

Inzwischen war unter die Hausthüre ein junges Weib getreten und das Mädchen hieng an ihrer Schürze.

„Annaliese?“ frug Heinrich. Die Mutter schüttelte den Kopf und entgegnete schmunzelnd: „Das bin ich von ehedem, Jörgens Weib, aber feiner, als die Alte gewesen ist, die Meierin von Kempten.“

„Schwätz nit so, Mutter!“ sagte das Weib lächelnd und reichte dem Angekommenen die Hand.

Nun führten sie den Wiedergefundenen in die Stube, während der kleine Heinrich zum weidenden Pferde eilte, hinaufkletterte und es mit unendlichem Stolze in den Stall ritt.

„Wo ist der Vater?“ rief nun der Jüngling und schaute sich um; aber er begegnete dem Blicke der Mutter und verstand ihn. Dann sagte sie: „Gott geb ihm die ewige Ruh! die Sorgen haben dem armen Mann das Herz abgedrückt, bald nachdem Du fort bist.“

Heinrich senkte das Haupt im Gebete und eine feierliche Stille trat ein. Sie wurde durch den kleinen Buben unterbrochen, der das schöne Sattelzeug in die Stube schleppte. Die Mutter hielt ihn am Arm und sagte zu dem Jüngling gewendet: „Sieh, das ist Dein Goth, damit Du weißt, wie wir an Dich gedenkt haben alleweil. Der Jakob hat ihn statt Deiner über die Tauf gehoben und ihm Deinen Namen gegeben. Hab nit gemeint, daß unsere Augen Dich noch einmal wieder sehen werden und mir das auf den Himmel verspart.“ —

Heinrich hob den Knaben freudig in die Höhe und schloß Freundschaft mit ihm, indem er seine Feder von der Mütze nahm und sie als Zier auf jene des Kindes steckte. Die alte Mutter aber wollte den Wiedergefundenen ganz für sich allein haben; sie betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß, schlug die Hände zusammen und rief: „Aber, wie Du gewachsen bist!“

Heinrich meinte lachend, das sei schon lange her, mit dem Wachsen sei's längst vorbei, und ließ sich gutwillig wie ein kleiner Knabe behandeln.

In Küche und Stall ging's rührig zu, als ob die Geschichte

vom verlorenen Sohn sich wiederhole. Es wurde geschlachtet, gebraten, gesotten und gebacken; aber die Mutter stellte beim Abendessen noch Käs und Birnschnitz auf, weil sie dran dachte, wie Heinrich diesen Festtagsschmaus geliebt habe. Dabei erzählte dieser von seiner ersten Reise, wo er von dem mitgegebenen Vorrath unter dem Baum gegessen und unter freiem Himmel geschlafen hatte. Alle hörten mit inniger Theilnahme zu und wollten noch mehr wissen. Heinrich aber wollte nicht erzählen, sondern vor Allem hören, wie es seit Jahren in der Meierei gegangen sei, und wo sich alle Geschwister befänden.

Dies war bald erzählt: — zuerst ging's schlimmer und schlimmer, daß Jörg sich abhärmte und die Augen zur Kirchhofsruhe schloß. Dann hatten sie Alle treulich mitsammen gewirthschaftet mit den übergebliebenen Feldern; Bärbele war zuerst hinausgezogen, nicht in die weite Welt, sondern als Gabelbäurin, wo es durch Fleiß und Sparsamkeit allmählig wieder besser ging; Annaliese war auch in der Nachbarschaft verheirathet, Hannes diente als Reitersmann in der Burg; dann hatte Jörg sein Weib geholt, eine gar Fleißige und Gute mit einem ergiebigen Brautschatz, daß die Meierei von Kempten wieder sich sehen lassen konnte; die Kleinen, welche inzwischen alle groß geworden, hatten sich da und dort zum Dienst gemeldet und ihr gutes Unterkommen gefunden; nur Jakob war zur Hilfe des Bruders daheim geblieben.

Nun kam die Reihe des Erzählens an Heinrich und Alle horchten mit Verwunderung und man konnte die Kinder nicht von seiner Seite bringen. Die Mutter faltete die Hände, manche Thräne zitterte an den grauen Wimpern; Jakob aber blickte mit Stolz auf den Bruder, als er hörte, zu welch vornehmen Leuten Heinrich gekommen sei und rief: „Hab' ich's nicht immer gesagt, daß Du noch einmal fürnehm wirst?“

Heinrich schaute ihm lachend in's Gesicht und entgegnete: „Ich fürnehm! nichts bin ich, als der Bettler vom Arlberg, der nichts hat, als das Gewand am Leib und das ist arg mitgenommen!“

„So? und all das Geld droben in der Kammer, das Du mir gezeigt hast, all das Gold und Silber?“

Heinrich sprach mit heiliger Scheu: „Das gehört St. Christoph! ich hab' nichts, als Leib und Leben, das der Meier von Kempten, Gott hab' ihn selig, gerettet hat und drum gehört's auch nicht mir, sondern Allen, die in Gefahr sind.“ —

Da zog eine fromme Erkenntniß durch Jakobs Seele und er mußte mit Ehrfurcht auf den Bruder blicken.

So lange, wie in dieser Nacht, hatte in der Meierei die Lampe noch nie gebrannt. Endlich lagen Heinrich und Jakob wieder beisammen auf dem Lager, vom Schlafe umfangen. Wie verschieden waren jedoch ihre Träume! Durch Heinrichs Geist zogen all die mannigfaltigen Bilder seiner Kindheit; ihm war's, als hörte er Schnuffl bellen, der längst unter dem Eichbaume verscharrt lag, als hörte er die Peitsche knallen, als triebe er die Heerde zur Weide und die Meierei vermischte sich mit dem Arlberge. Jakob aber träumte von Abgründen, von Rittern, von St. Christoph, der ihn bei der Hand nahm und als er erwachte, hielt er des Bruders Hand in der seinen. Da war sein Entschluß gefaßt: er wollte sich nicht mehr von Heinrich trennen und sein treuer Geselle werden.

Am andern Morgen sah man ein altes Mütterlein auf den Arm eines Jünglings gestützt, zum Friedhof wallen. An einem Grabe knieten sie beide nieder und beteten lange. Hinter ihnen stand Jakob; hier sagte er den Beiden sein Vorhaben, weil er meinte, der Vater könne ihn da besser hören. In Heinrichs Auge glänzte die Freude, der Bund wurde geschlossen und eine Thräne aus dem Aug der alten Mutter segnete ihn.

Acht Tage blieb Heinrich in der Meierei. Er besuchte mit Jakob jede Stätte der Erinnerung und der kleine Heinrich lief ihnen überall nach, denn er hatte den Pathen sehr lieb gewonnen. Auf diesen Gängen gab es auch so lustige Knabengeschichten zu hören und: — „weißt noch?“ war stets der Anfang einer neuen. Daheim saß der kleine Heinrich oft auf dem Knie des großen. Er konnte nicht fertig werden zu fragen, wie hoch

die Felswände seien, höher als die Meierei? der Eichbaum? der Kirchthurm? wo die flinken Gemsen ständen? ob er sie auch mit dem Pfeil und Bogen schießen könne? dann frug er nach den Adlern und ihren Nestern, nach Bären und Wölfen und Heinrich wurde nie müde, ihm zu antworten; gerade so war er in seiner eignen Kindheit gewesen.

Aber auch zu allen Geschwistern in der Runde zog Heinrich und überall war die gleiche, freudige Ueberraschung. Zu Annaliese sagte er: „Du, ich hab eine Kuh nach Dir genannt, unsere schönste und beste; die kriegt allemal den Kranz bei der Heimkehr von der Almfahrt.“

Sie lachte und gab ihm die Hand, indem sie rief: „Bist halt immer noch der Alte!“

Endlich schlug die Abschiedsstunde. Die Mutter sagte: „Das nächste Mal sehen wir uns droben im Himmel! aber ich danke Gott, daß er mir vor meinem Ende diese Freude gemacht hat.“

Heinrich, dem durch seine weite Reise nun die Entfernung sehr klein vorkam, hatte eine fröhlichere, irdische Hoffnung. Er rief den Zurückbleibenden zu: „Wenn Eines von Euch nicht weiß, wohin, so kommt nur zu mir. St. Christoph kann Alle brauchen!“ —

Jörg hatte als Bruderschaftsgeschenk sein bestes Pferd aus dem Stalle geholt, damit auch Jakob wohlberitten sei; und so zogen die beiden Jünglinge von dannen, noch oft zurückblickend zu der Gruppe unter der Hausthüre, welche ihnen Abschiedsgrüße zuwinkte.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Hospiz von St. Christoph.

Heinrich und Jakob zogen nun dieselbe Straße, welche der Erstere als kleiner Knabe mit traurigem Herzen gezogen war, bis ihn die Vorsehung zu den Pilgern geführt hatte. Noch einmal

rief er sich die kleinste Begebenheit und jedes Wort zurück und erlebte bei Jakobs Freude an der schönen fremden Gotteswelt Alles auf's Neue, was freudig gewesen war. Sie erreichten auf ihren flinken Rossen bald das Ziel und kehrten beim Pfarrer von Dalaas ein, der kaum seinen Augen traute, als er Heinrich so frohgemuth zurückkehren sah, denn verschiedene traurige Gerüchte, er sei gefangen genommen und getödtet worden, hatten sich in der Gegend verbreitet und bei seinem langen Ausbleiben Glauben gefunden. Wie aber erstaunte der gute Mann, als er dessen Urkunde und das viele Geld sah, welches ihm Heinrich zur Aufbewahrung übergab. Er dachte an den armen Knaben, der mit seinem ersparten Lohne „das Werk gegen die Unbill des Wetters anheben wollte" und wie ihn deßhalb Jeder verspottet, ja, er selber die kindliche Einfalt belächelt hatte. Da beugte er, der Priester, sein Haupt vor der einfaltsvollen Demuth, welche den klügelnden Verstand beschämt hatte.

Nun ritten die beiden Jünglinge dem Arlberge zu. Als sie Jackleins Meierei von ferne erblickten, stimmte Heinrich eines seiner Lieder an. Die Hunde erkannten seine Stimme zuerst, stürzten mit lautem Gebelle heraus, aber dennoch übertönte sie der kräftige Sang. Mutter Martha, Jacklein, die Knechte und Mägde eilten herbei; es entstand ein Rufen und Verwundern, ein freudiges Händeschütteln und Bewillkommen, daß kein einzelnes Wort zu unterscheiden war. Am selben Abende wollte das Erzählen gar kein Ende nehmen und jeder folgende Abend versammelte alle die aufmerksamen Zuhörer um den Weitgereisten.

Heinrich war nun wieder in seiner stillen Bergwelt und führte Jakob nun in dieselbe ein. Ihm war so traulich zu Muthe, als ob er nie darüber hinausgekommen wäre, und nicht mit Rittern und Grafen verkehrt hätte. Während Jacklein und Jakob sich beim einbrechenden Winter der Wanderer annahmen, zog Heinrich öfters aus, seine Vorbereitungen zu treffen, damit der Bau im Frühjahr beginnen konnte. Er reiste mit seiner Urkunde nach Inspruck zum Landeshauptmann, fand überall, wohin er kam, freudige Zusage der Beihilfe und auch die Armen,

welche kein Geld geben konnten, boten ihre Hände als Arbeitskräfte dar. Mit den ersten Tagen des Frühlings begann der Bau, und bis der Herbst wieder kam, breitete sich schon das Dach darüber; ein Kirchlein schloß sich daran und im Thurme hing eine Glocke. Im zweiten Frühlinge konnte wieder auf's Neue begonnen und zur Einrichtung geschritten werden. Heinrich blickte mit unsäglicher Freude auf den 25. Juli, dem Gedächtnißtage St. Christophs, wo das Hospiz eingeweiht werden sollte. Nach allen Seiten waren Boten gezogen, um die Bruderschaftsmitglieder einzuladen und die Nachricht weit und breit zu verkünden.

Herrlich leuchtete die Sonne am Morgen dieses Tages. Die ganze Bergnatur hatte sich dazu festlich angethan. Die Felswände leuchteten von goldnen Spangen; silberne Streifen mischten sich darein; gleich Diamanten glitzerte manch zurückgebliebenes Schneekörnchen; die Tannen und Fichten glänzten vom Thau, Lichtlein schienen aus den Zweigen zu flammen; die Gräser und Blumen hauchten süßen Duft als Weihrauch, der Lufthauch war der Chorknabe, der ihre Kelche als Rauchfaß schwenkte, daß er sich lieblich verbreitete; Vögel sangen ihre melodischen Hymnen, der Wassersturz von den Bergwänden rauschte wie Orgelton darein. Als ewiges Licht, von Gott selber angezündet, flammte die Sonne am Himmel, die Matten waren die ausgebreiteten Teppiche, die Alpenrosen bildeten die Festgewinde und hoch auf den Bergspitzen feierte das Edelweiß den Festtag.

Aus dem Voralbergischen und herüber von Tyrol zogen die Schaaren der Landleute; darunter sah man manches bunte Fähnlein mit dem ritterlichen Wappen; Hugo von Montfort, der edle Sängerjüngling, der Graf von Werdenberg mit seinem Gefolge, Ritter Wolfegg mit Balthasar und noch Viele aus Heinrichs Gönnerschaft stellten sich zur Feier ein; von Insprucк aber kam der greise Bischof zur Einweihung, begleitet von des Herzogs Abgesandtem, dem Kanzler des Reiches, vielen Geistlichen und Rittern.

In Jackleins Meierei war es schon viele Tage zuvor rührig

zugegangen. Martha und Jacklein schlachteten und bucken wie ehedem Vater Abraham und Sara für die hohen Gäste; Alle hatten vollauf zu thun, um das neue Hospiz und das Kirchlein zu schmücken und was von den Gewinden übrig blieb, bekam die Meierei, von wo der Zug ausgehen sollte; denn die hohen Gäste waren bereits dort eingezogen.

Inzwischen hatte die dichtgedrängte Schaar der Landleute das Hospiz umringt. Nun erscholl zum erstenmal das Glöcklein und die Berge gaben den Ton zurück. Eine tief innerliche Bewegung ergriff die Versammlung bei diesem Tone. Es war nur die Sprache des Erzes, aber wie oft mochte sie später dem Verirrten zurufen, daß die Hilfe nah sei und wie beseligend mochte dann diese Sprache in das verzweifelnde Menschenherz dringen! Beim ersten Rufe bewegte sich nun der Zug aus der Meierei, voran die herbeigeströmten Kinder mit Blumen; dann Jakob, hoch erhoben das Kreuz tragend; diesem folgte der Bischof im Ornate von der Geistlichkeit umgeben und Heinrich, der sich lang geweigert hatte — er mußte als Erster derselben folgen, ihm zur Seite des Herzogs Kanzler. Gesenkten Hauptes, das Antlitz umflossen vom Glanze einer frommen, dankbaren Rührung, zog er dahin. Nun schloßen sich die vornehmen Bruderschaftsmitglieder an, dann die ganze Menschenmenge, darunter Mancher, den er aus schwerer Lebensgefahr gerettet; Sebastian hatte gleichfalls Wort gehalten und war bald unter den Erstern, bald unter den Letzten, um Heinrichs Lob flüsternd zu preisen.

Die Hauptpersonen des Zuges traten in das Kirchlein, während die Menge sich vor der geöffneten Thüre und rings um das Hospiz drängte. Als der Bischof am Altare stand, als er die Worte der Segnung über die Kirche und das Hospiz sprach, herrschte lautlose Stille; als er aber Heinrich auf die Stufen des Altares knieen hieß und die beiden Hände segnend auf dessen Haupt legte: da brach die Rührung aus allen Herzen hervor. Der Bischof verlas nun die Stiftungsurkunde, sowie die Pflichten der Bruderschaft. Dann erscholl ein tausendstim-

miger Gesang, eine Hymne, wie sie der Arlberg noch nie umschlossen und sein Echo noch nie wiedergegeben hatte.

Das Hospiz und die Kirche war nun eingeweiht, der feierliche Gottesdienst abgehalten und wieder bewegte sich der Zug nach Jackleins Meierei. Da brach sich der stürmische Jubel Bahn und — „Heinrich Findelkind!“ — war das Losungswort. Ein festliches Mahl folgte auf die erhebende Feier und die Menge lagerte sich, wie ein endloser Zug Wallfahrer, auf dem Rasen. Der Herzog hatte eine allgemeine Bewirthung angeordnet und reichlichen Vorrath von Speisen und Wein gesendet. Kein Mißton störte das Fest, überall herrschte eine geheiligte Freude.

Als die sämmtlichen Gäste wieder abgezogen waren, herrschte eine feierliche Stille auf dem Arlberge. Der Mond, dieses große Auge der Nacht, sah einen demüthig einsamen Beter, welcher in dem Kirchlein kniete und nun erst sein ganzes Herz im Danke ausströmen ließ. Dann ging er noch zu seiner ersten Kapelle, dem alten Eichbaume; die Sterne glänzten über seinem Haupte; aber jener Stern, der bei seiner Geburt geleuchtet und ihn geführt hatte bis hieher, war keiner von ihnen, es war der Stern der Barmherzigkeit.

Wir sind nun am Ende unserer Erzählung. Das Hospiz von St. Christoph wurde ein Segen für alle Wanderer jener Gegend. Noch ein treuer Gehilfe gesellte sich zu Heinrich, gleichfalls ein Heinrich, aus St. Gallen gebürtig. Jakob stand dem Bruder treu zur Seite, theilte mit ihm Freud und Leid, Arbeit, Gefahren und Mühsal; aber er wurde auch ein Liebling von Jacklein und Martha und die kinderlosen Leute vererbten ihm die Meierei, wo er bald ein braves Weib einführte und seinem Bruder zeitlebens thätig und liebevoll zur Seite stand.

Unter den Wanderern, die oft des Weges kamen, war anfangs besonders Hugo von Montfort; aber nach einigen Jahren verheirathete sich dieser mit der jugendlichen Wittwe Anna von Cilley und zog auf sein Schloß. Auch der Graf von Werdenberg kam öfter des Weges und blieb Heinrich ein treuer Gönner. Noch einige Male zog Heinrich aus, um die Bruderschaftsgaben

zu sammeln und vermehrte dabei sein Wappenbuch, welches die Jahre 1386—1414 umschließt. Er verheirathete sich nicht, sondern widmete sich bis zu seinem Lebensende dem erwählten Berufe und nach seinem Tode wurde das Werk treulich fortgesetzt. Auch jetzt, nachdem sich längst die Bruderschaft aufgelöst und eine breite Straße über den Arlberg führt, befindet sich dort noch ein kleines Hospiz, von einem Priester verwaltet, der sich der verunglückten Wanderer annimmt.

L. D.

Braun

Braun, Isabella

Heinrich Findelkind eine Erzählung

Stuttgart 1860